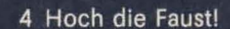


4/86
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK

EINER VON 100 000...

INHALT



60 ▲

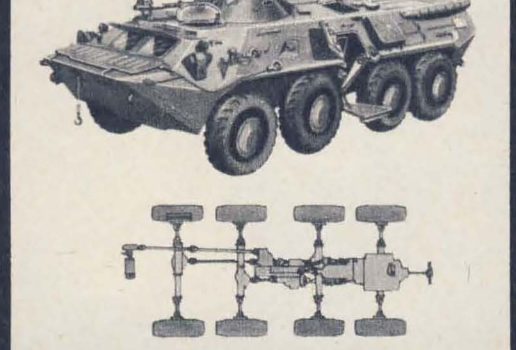


◄ 64

▼ 20



◄ 16





▲ 46

30 ►





Der bevorstehende ist der elfte Parteitag seit dem vom April 1946, auf welchem sich KPD und SPD vereinigten. Die damalige Atmosphäre war bestimmt von den ineinandergreifenden Händen, die zum Parteiabzeichen der SED wurden; symbolisierend, daß nunmehr die Spaltung der Arbeiterklasse ihr Ende gefunden hatte und man – so Wilhelm Pieck – gemeinsam daranging, „das große Werk zu vollenden, das wir uns als Ziel gesetzt haben: den Sozialismus".

Der Kampf dafür beherrscht seit vier Jahrzehnten die Arbeit und das Leben in unserem Land. Die Parteitage der SED belegen dies in besonderem Maße, sind sie doch Höhepunkte im Dasein des ganzen Volkes.

Von der Pressetribüne aus konnte ich die Beratungen dreier Parteitage verfolgen, und es waren bewegende Erlebnisse für mich. Über den VIII., der 1971 die Hauptaufgabe in ihrer Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik beschloß, notierte ich, daß er eine gute Legierung von Sachlichkeit und revolutionärer Leidenschaft war; mit ihm wandte sich die Partei den unmittelbaren Interessen und Bedürfnissen der Massen zu. Die Stimmung des IX. war geprägt von der Annahme des neuen Parteiprogramms: erstmals wurde das Schaffen von Voraussetzungen für den allmählichen Übergang zum Kommunismus Teil der Strategie. Der X. schließlich stellte sich beherzt den Herausforderungen der 80er Jahre; vorbereitet durch die Gedanken und Taten des ganzen Volkes, setzte er die bekannten zehn Schwerpunkte unserer Wirtschaftsstrategie.

Jetzt steht der XI. vor der Tür.

Erneut wird sich der Palast der Republik mit den Delegierten füllen: Arbeiter neben Akademiemitglied, neben dem Gefreiten der General, Mechanisator neben Minister. Über allen und allem das Kennzeichnende dieses XI. Parteitages: Überlegungen anzustellen und wissenschaftlich begründet auszuarbeiten, sie gemeinsam zu beraten und verbindlich zu verabschieden, wie sich unser Land bis zum Jahre 1990, ja bis an die Schwelle des nächsten Jahrhunderts entwickeln soll. Gerade so hat Erich Honecker es benannt.

Atmosphärisch bedeutsam erscheint mir dabei, daß wir auf sicheren Füßen und festem Boden stehen: Die Bilanz des Erreichten zeigt jedem, daß wir auf dem richtigen Weg sind. Und auf der jüngsten Parteidelegiertenkonferenz unserer Streitkräfte bemerkte Egon Krenz: „Das Vertrauen in die eigene Kraft ist mit der Erfahrung gewachsen, neue Anforderungen durch neue Leistungen beantworten zu können. Die Sicherheit, eine gute Perspektive zu haben, resultiert aus dem Wissen, daß unsere Partei nicht eine Politik des subjektiven Ermessens, sondern der wissenschaftlichen Gesellschaftsstrategie betreibt."

In diesen Apriltagen '86 wird sich das wiederum erweisen. Mit neuen Taten für die Stärkung des Sozialismus und damit für die Friedenssicherung gehen, mit Freude und Optimismus sehen wir ihm entgegen.





Was ist Sache?



**Wie ist eigentlich die Atmosphäre auf solch einem Parteitag wie dem bevorstehenden?
Cornelia Brandis**

**Weil ich mich an Ihre Worte gehalten habe, bekam ich Ärger mit der Zugschaffnerin!
Offiziersschüler Jo Beradt**

Ärger gab es: Sie hatten meine Antwort in AR 12/85 gelesen, haben demzufolge eine Militärfahrkarte am Dialogautomaten gelöst und bei der Fahrkartenkontrolle im Zug hören müssen, daß es – weil Sie ja nicht zum Fahrkartenschalter zu gehen brauchten – nötig gewesen wäre, Abgangsbahnhof und Lösungstag selbst auf dem Urlaubsschein einzutragen.

Klipp und klar dazu die Antwort, die ich vom Leiter des Tarifamtes beim Ministerium für Verkehrswesen erhielt: Das Entwerten des Urlaubsscheines, wie es beim Lösen von Militärfahrkarten am Fahrkartenschalter gehandhabt wird, ist bei Inanspruchnahme von Dialogautomaten nicht erforderlich.

Ihr Oberst

Chefredakteur

Hoch die Faust!

An dem heutigen Januartag, da ich dies für Euch aufschreibe, sitzt er noch auf der Anklagebank. Wenn Ihr das Geschriebene lesen werdet, kann das Urteil gegen ihn bereits gesprochen sein. Der Prozeß kann aber auch immer noch geführt werden gegen diesen Mann.

Das Licht der noblen Kristalleuchten im Schwurgerichtssaal 157 des Landgerichtes Krefeld (BRD) beleuchtet einen Vierundsiebzigjährigen. Grauer Anzug, elegante Brille, eine seriöse Erscheinung, der alte Herr. Als angesehener Lehrer hatte er gewirkt; Deutsch, Geschichte und Religion hatte er unterrichtet und Kinder vorbereitet aufs Leben. Auf das Leben. Es gab eine Zeit, da war diesem ehrenwerten Bundesbürger das Leben einen Dreck wert. Nein, nicht sein eigenes. Das Leben von Polen, Tschechen, Deutschen, Russen, Jugoslawen. Das Leben von Gefangenen im KZ Buchenwald. Dort nämlich war Herr Wolfgang Otto, Lehrer im Ruhestand mit 1700,– West-Mark Pension monatlich, in Diensten. In SS-Uniform, die er ebenso freudig und freiwillig trug, wie er sich das Abzeichen der Nazi-Partei ans Revers gesteckt hatte. Ein ganz Eifriger war das, dieser SS-Stabsscharführer Otto, ein Ehrgeiziger. So einer machte Karriere an einem Ort des massenhaften Mordens. Otto stieg auf zum „Exekutionsprotokollführer", notierte ordentlich die Nummern der erhängten, erschlagenen, erschossenen Gefangenen. Doch nicht nur das. Der biedere Erzieher bundesdeutscher Kinder war ein eiskalter Verbrecher, vortrefflich geeignet als führender Kopf des SS-Kommandos 99. Das war jene Horde von Bestien, die Menschen durch Genickschuß umbrachten. Das Abschlachten von Menschen aus allen Ländern, die von der braunen Jauche überflutet worden waren – das war das Geschäft dieses Otto und Konsorten.

In der Nacht vom 17. zum 18. August 1944 hatte Otto „Dienst". Ein mit auffällig großem Aufwand vorbereiteter Mord war zu vollziehen. Von seinem „Kameraden" SS-Mann Hofschulte gefragt, ob er denn wisse, wer da soeben mitten in der Nacht erschossen worden sei, antwortete Otto: „Das war der Kommunistenführer Thälmann." Für diesen Satz wie für das ganze abscheuliche Verbrechen gibt es einen Tatzeugen: den polnischen Gefangenen Marian Zgoda. Er überlebte und konnte seine Wahrnehmungen später unter Eid vor aller Welt bekunden. Er war Zeuge des Mordes an dem deutschen Arbeiterführer, und er hat die Mörder gesehen. SS-Mann Otto war unter diesen. Jetzt endlich steht er dafür vor Gericht. Mehr als zwei Jahrzehnte haben Ernst Thälmanns Tochter Irma und ihre Anwälte beharrlich gefochten um Aufklärung und Sühne dieses Verbrechens. Unglaublich, mit welchen Mitteln die bundesdeutsche Klassenjustiz wieder und wieder einen Prozeß verhindert hat. Otto ist der letzte noch lebende Beteiligte an der Ermordung Thälmanns. Und er wird, er muß seine Strafe erhalten. „Warten wir es ab." Mit diesem Satz beendet Dr. Peter Przybylski seine Dokumentation über die „Mordsache Thälmann".

Der Autor – wir kennen diesen Juristen seit langem aus der Fernsehserie „Der Staatsanwalt hat das Wort" – hat eine große und wichtige Arbeit geleistet. Nicht allein, daß er Tausende Seiten Aktenmaterial und Dokumente studiert hat; er saß auch unter den wenigen, scharf kontrollierten Zuhörern im Krefelder Schwurgerichtssaal, wenige Meter von dem SS-Verbrecher entfernt. Das hochaktuelle Buch „Mordsache Thälmann" beschreibt den Werdegang des Otto; wir lesen vom Schicksal Thälmanns seit seiner Verhaftung am Nachmittag des 3. März 1933 bis zu seiner Ermordung elfeinhalb Jahre später; wir verfolgen die Wege der Täter wie auch die Wege der BRD-Justiz, die die Greueltaten der Nazis unverfolgt bzw. ungesühnt ließ. Ein Zahlenbeweis: Von den 88 587 Ermittlungsverfahren gegen solches Geschmeiß endeten 80 355 ohne Urteilsspruch! Doch Erich Weinerts 1934 geschriebener Appell „Für den Kameraden Thälmann: Hoch die Faust!" blieb unsere unerbittliche Forderung: Die Mörder vor Gericht! Mit der auf unwiderlegbaren Fakten beruhenden und überzeugend geschriebenen Dokumentation „Mordsache Thälmann" legt der Mili-



Ernst Thälmann, in seiner Zelle fotografiert von seiner Tochter Irma

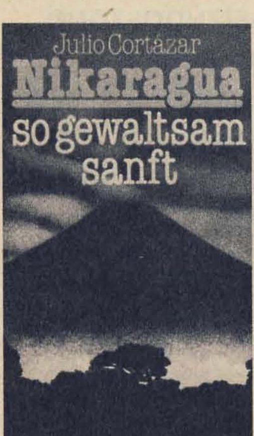


tärverlag der DDR ein Buch vor, das besonders uns Jüngeren wichtige Aufschlüsse über Vorgänge gibt, die bis in diesen Tag hineinwirken.

Demselben Thema nähert sich auf andere Weise der Schriftsteller Walter Baumert. Gut in Erinnerung ist uns sein Buch „Schau auf die Erde", in dem er über die Jugendzeit Friedrich Engels' schreibt und das dem gelungenen Fernsehfilm „Flug des Falken" zugrunde lag. Baumert nannte seinen Roman um Ernst Thälmann „Das Ermittlungsverfahren". Wir erleben den Arbeiterführer in Haft, in der Gewalt der Nazi-Büttel. Verfolgt, gejagt, gefesselt, geschlagen, den Qualen der Isolationshaft unterworfen und den unmenschlichen Verhören durch die fanatischen Kommunistenhasser ausgesetzt, durchstand der Hamburger Hafenarbeiter, Vorsitzender einer Millionenpartei, Reichstagsabgeordneter und Präsidentschaftskandidat, elfeinhalb furchtbare Jahre. Nichts ließen die Nazis unversucht, den standhaften Revolutionär in die Knie zu zwingen: Kurz nach seiner Festnahme waren 31 117 Kommunisten verhaftet. All diese Genossen werden frei, wenn Thälmann zugibt, seine Mitkämpfer „verführt" zu haben – dieses Erpressungsangebot wagte man dem KPD-Vorsitzenden zu machen. Göring höchstselbst suchte seinen „gefährlichsten Gegner" auf, um ihm die Freiheit anzubieten, falls er sich jeder politischen Tätigkeit enthalte, im Klartext: wenn Thälmann zum Verräter seiner Klasse und seines Kampfes würde. „Höher als mein Leben steht meine proletarische Ehre!" Das war Thälmanns Antwort für den zweitmächtigsten Nazi. In seinem reichlich 300 Seiten starken Roman, erschienen im Verlag Neues Leben, zeichnet Baumert detailgetreu und erregend das Bild unseres unvergessenen Genossen Thälmann und seines Kampfes für die Sache, die in unserem Land lebendige Wirklichkeit geworden ist.

In anderen Teilen der Welt hat der Kampf erst begonnen, gegen denselben Feind und für dieselben Ziele, für die Thälmann und Genossen angetreten waren. Nikaragua, ein kleines Land, ein kleines Volk, das sich heldenhaft gegen den USA-Imperialismus zur Wehr setzt. Hinter Präsident Ortega steht das nikaraguanische Volk und verteidigt entschlossen den Sieg der Revolution, der ersten auf dem Festland des amerikanischen Kontinents. „Nikaragua – so gewaltsam sanft", diesen widersprüchlich scheinenden Titel gab Julio Cortázar seinen Betrachtungen über das Land. Er kennt es gut, kennt die ungeheuren Schwierigkeiten, die die Somoza-Diktatur dem Volk hinterließ und die aus den kräftezehrenden Anstrengungen erwachsen, Nikaragua zu jeder Minute gegen die Angriffe der USA und ihrer Handlanger zu verteidigen. Erinnerungen, Eindrücke, Empfindungen sind es, mit denen Cortázar uns seine Liebe und seine Hochachtung für das nikaraguanische Volk darbietet. Ein sehr lesenswertes Buch aus dem Aufbau Verlag. In Korrespondenz dazu die Arbeit zweier junger Autoren: Hannes Bahrmann, Lateinamerikawissenschaftler, und Christoph Links, Philosoph, beide als Journalisten tätig, bieten eine Dokumentation über die Konflikte in dieser Region: „6mal Mittelamerika". Hintergründe, historische Wurzeln und die beteiligten Kräfte in den Auseinandersetzungen, die sich in Panama, Kostarika, El Salvador, Guatemala, Honduras und Nikaragua vollziehen, werden untersucht. Dieses Sachbuch aus dem Dietz Verlag ist eine wertvolle Hilfe für das bessere Verständnis der Nachrichten, die uns täglich aus diesem im Aufbruch befindlichen Teil der Welt erreichen.

In Frieden leben, das ist die uralte, ewige Sehnsucht der Menschen. In Liebe leben, ebenso machtvoll erfüllt dieser Wunsch jede Frau, jeden Mann zu jeder Zeit und überall. Liebesgedichte singen uns davon. Dieter Noll, ein Mann der Prosa, hat in zwanzig Jahren „insgeheim" Gedichte geschrieben über Liebe, wie er sie erlebte. Starke, unverhüllte Sinnlichkeit, Verlangen nach Vertrautheit, Versinken in die Trunkenheit gemeinsamen Erlebens, ohne die Augen vor den Nöten der Zeit zu verschließen – innerstes Fühlen und schrankenloses Bekenntnis zur Liebe, zum Leben sprechen aus diesen Gedichten. „In Liebe leben", Verse, die man allein oder nur mit dem liebsten Menschen zusammen lesen sollte. Ein bemerkenswert schöner Band aus dem Aufbau Verlag. Er sollte Euch auf dem Weg in den Monat Mai begleiten.





Tschüß!

Eure Bibliothekarin

Text: Karin Matthées



507 kommunistische und 548 sozialdemokratische Delegierte sind im Berliner Admiralspalast dabei, als sich am 21. April 1946 auf dem Vereinigungsparteitag Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl die Hände reichen. Es ist ein historischer Augenblick: Die verhängnisvolle Spaltung der Arbeiterklasse im Osten Deutschlands ist überwunden, ihre Einheit auf revolutionärer Grundlage zur unumstößlichen Tatsache geworden. Zwar wird die Vereinigung dort vollzogen, wo alle Bedingungen herangereift sind, eben in der sowjetischen Besatzungszone, doch der historische Vereinigungsparteitag spricht für alle klassenbewußten Arbeiter. An ihm nehmen auch 127 kommunistische und 103 sozialdemokratische Delegierte aus den Westzonen teil. Einer von ihnen ist Willi Bohn aus dem KPD-Bezirk Württemberg. Für ihn gab es im April 1946

Die Fahrt nach



VEREINIGUNGS-PARTEITAG

DER SOZIALDEMOKRATISCHEN PARTEI DEUTSCHLANDS
UND DER KOMMUNISTISCHEN PARTEI DEUTSCHLANDS
am 21. und 22. April 1946 in Berlin
„Deutsche Staatsoper" (Admiralspalast), Friedrichstr. 101-102

DELEGIERTEN-KARTE

Der Inhaber dieser Karte
Genosse/~~Genossin~~ *Willi Bohn*
ist stimmberechtigter Delegierter zum Vereinigungsparteitag Bezirk *Württemberg*

Organisationsausschuß der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und der Kommunistischen Partei Deutschlands

Berlin

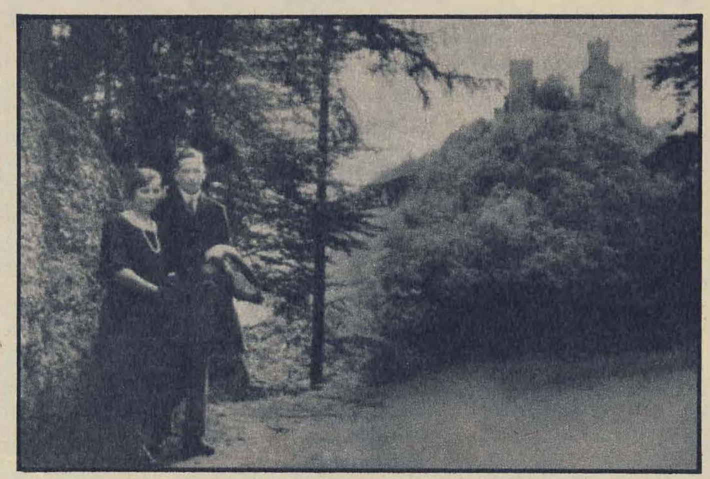
Die Vor-Geschichte

Vor Stuttgarts Altem Schloß, unübersehbar, ruhen drei mannshohe Granitquader nebeneinander. Die Spitze eines obenliegenden vierten treibt sie gleichsam auseinander. Auf der Bronzeplatte liest man:

„1933–1945
verfemt verstoßen gemartert
erschlagen erhängt vergast
Millionen Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft
beschwören Dich:
NIEMALS WIEDER!"

Als ich das Mahnmal vor einiger Zeit zum ersten Mal sah, stutzte ich ein wenig. Antifaschisten in der BRD werden eigentlich nicht derart öffentlich geehrt. Wie ich erfuhr, hieß einer der Väter dieser Anlage Willi Bohn. Seinerzeit hatte er als KPD-Stadtrat mit anderen zu verhindern gewußt, daß ein heuchlerisches „Monument für alle Vertriebenen und Opfer des Stalinismus" errichtet wurde. Nachdem die Bonner Regierung am 17. August 1956 widerrechtlich das Verbot der KPD durchgesetzt hatte, wirkte Willi Bohn als ehemaliger antifaschistischer Widerstandskämpfer im VVN-Bund der Antifaschisten mit anderen dafür, daß schließlich 1970 jener Gedenkstein hinkam, der an die 1486 Frauen und Männer aus Stuttgart erinnert, die im antifaschistischen Widerstand ihr Leben gaben. Unter ihnen waren beispielsweise Lieselotte Herrmann und die Familie Schlotterbeck.

Selbst der Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Baden-Württembergs versagte dem konsequenten Kommunisten nicht den Respekt und verlieh 1976 Willi Bohn „für seine hervorragenden Verdienste um die Stadt Stuttgart und seine Leistungen zum Wohle der Bürger" die Erinnerungsmedaille in Gold. Als ich noch hörte, daß dieser Willi Bohn 1946 auch Delegierter des Vereinigungsparteitages war, entschloß ich mich zu einem Besuch.



Wenn es möglich war, reisten Willi Bohn und Marie Schmidt, seine spätere Ehefrau, durch das Land: hier 1924 vor der Wartburg

Willi Bohn ist, wie ich unlängst mit Trauer zur Kenntnis nehmen mußte, im Alter von 84 Jahren verstorben. Ein Grund mehr für mich, meine Aufzeichnungen über das Gespräch mit ihm und vor allem seine Erinnerungen an den historischen Vereinigungsparteitag mitzuteilen. Und so gehen die Gedanken 40 Jahre zurück ...

Die Geschichte

Willi Bohn erfaßt unendliche Freude und Genugtuung. Er fällt in die Hochrufe ein, die alle im repräsentativen Saal des Admiralspalastes zu Berlin stehend ausbringen. Der gebürtige Thüringer und nunmehrige Schwabe empfindet die historische Größe des Ereignisses: Die Spaltung der Arbeiterbewegung ist aufgehoben, legal und aus freien Stücken. Die hier Versammelten – und Willi ist stolz, auf diese wichtige Fahrt nach Berlin geschickt worden zu sein – besitzen das Mandat von 680000 SPD- und von 620000 KPD-Mitgliedern. Sie sind einzig der Vernunft gefolgt, getragen von ihren oft schmerzlichen Erfahrungen.

Auch Bohns Weg nach Berlin ist keineswegs glatter als der von anderen gewesen. Bescheidenheit verbietet ihm jedoch, von „besonderen Mühen" zu reden: Im Nachkriegsdeutschland ist es nirgendwo leicht in diesen Monaten des Neubeginns. Oft eilen die Wünsche und Ansprüche der Realität weit voraus, und dennoch könnte manches rascher gehn, wenn nicht schon wieder bestimmte Kräfte Sand ins Getriebe streuen würden ...

45jährig war Willi Bohn nach Stuttgart zurückgekehrt. Hinter ihm lagen antifaschistischer Widerstand, Gestapo, Gefängnis und Zuchthaus. Vor ihm lagen der Neubeginn und damit die Verpflichtung, mit Gleichgesinnten die Einheit der Arbeiterklasse in Deutschland zu schmieden, damit sich das Vergangene, aber nicht Vergessene nicht noch einmal wiederholt.

Willi Bohn erinnerte sich, daß er am 7. Februar 1933 in Ziegenhals Teilnehmer der letzten Tagung des ZK der KPD mit Ernst Thälmann gewesen war. Auf ihr hatte der Parteivorsitzende, wie schon in den Monaten zuvor, nachdrücklich auf die gemeinsame Abwehrfront aller Antifaschisten gedrungen. Nach Stuttgart zurückgekehrt, beschloß die Leitung der KPD, der dortigen SPD-Führung ein entsprechendes Angebot zu unterbreiten. Als dafür geeigneten Ort wählte man eine Wahlversammlung mit dem SPD-Reichstagsabgeordneten Kurt Heinig, die am 24. Februar 1933

in der Stadthalle durchgeführt werden sollte. Willi Bohn wurde als Chefredakteur des bereits verbotenen KPD-Organs „Süddeutsche Arbeiterzeitung" beauftragt, das Schreiben zu überbringen. Und vor allem sollte er es den Versammelten erläutern.

Der Tag war da. Heinig nahm den Brief aufmerksam zur Kenntnis. Wenngleich er Bohn das Wort vorenthielt, bezog er Stellung. In seiner Rede erklärte er, daß beide Parteien, SPD und KPD, den gleichen Feind hätten, und deshalb wäre es an der Zeit, einen „Nichtangriffspakt" zu schließen. „Das klingt nicht schlecht", dachte der 33jährige Chefredakteur erfreut. Geflissentlich überhörte er das eine Wort. Die Kommunisten brauchten keinen „Nichtangriffspakt" zu schließen, denn geraume Zeit schon verzichtete die KPD auf jede Polemik, die den Graben zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten vertiefen könnte. Zuviel stand auf dem Spiel.

Dann jedoch schlich sich in Heinigs Ausführungen wieder diese gefährliche Illusion ein, die die SPD-Genossen an der Basis schon seit Wochen zum Stillhalten zwang: Für die Partei sei klar, falls eine Minderheit die Verfassung brechen sollte, dann würden die Sozialdemokraten zu kämpfen wissen. Im Klartext hieß das nichts anderes: Wenn die Nazipartei bei den Reichstagswahlen Anfang März 1933 eine Mehrheit erhielte, würde die SPD-Führung sich mit der faschistischen Diktatur als rechtens abfinden! Diese „Logik" basierte auf dem tödlichen Irrglauben, daß die Faschisten sich an die üblichen demokratischen Spielregeln halten würden. Die Genossen um Willi Bohn und er selbst fragten sich nach dieser Zusammenkunft besorgt, was noch alles geschehen müßte, damit sich die SPD-Spitze endlich zu konsequenten Schritten entschlösse ...

Am 22. Juni 1933 trat dann das ein, wovor die Kommunisten gewarnt hatten: Die Faschisten verboten die SPD, weil diese „vor volks- und landesverräterischen Unternehmungen gegen Deutschland und seine rechtmäßige Regierung nicht zurückgeschreckt" wäre. Deshalb wäre sie nunmehr „als eine staats- und volksfeindliche Partei anzusehen, die keine andere Behandlung mehr beanspruchen kann, wie sie der Kommunistischen Partei gegenüber angewendet worden ist".

Die Kapitulationspolitik des SPD-Parteivorstandes hatte nichts gebracht. Anfang Juni hatte sich dieser gespalten – ein deutlicher Hinweis auf den umstrittenen Kurs. Der eine Teil der SPD-Führung emigrierte nach Prag und erklärte seine Bereitschaft, gegen die Hitlerdiktatur und für eine starke, wahrhafte Volksherrschaft zu kämpfen. Das „Prager Manifest" der SPD vom 20. Januar 1934 warnte vor der Wiederholung der Irrtümer, die die Partei in der Revolution 1918/19 begangen hatte. In der SPD war eine Diskussion in Gang gesetzt worden, die von den Kommunisten nicht nur interessiert beobachtet, sondern auch dadurch gefördert wurde, daß man Auffassungen in den eigenen Reihen entgegentrat, die die Entwicklung von Gemeinsamkeiten hemmen könnten. Manche KPD-Mitglieder neigten nämlich dazu, mit leichtem Vorwurf in der Stimme festzustellen: „Seht nun, wir Kommunisten haben recht gehabt, ihr habt Fehler gemacht!"

Die KPD analysierte ihrerseits die Ursachen der 33er Niederlage der deutschen Arbeiterklasse und beriet die aktuelle Situation. Das Ergebnis der Diskussionen fand seinen Niederschlag in den Beschlüssen der Brüsseler Parteikonferenz. In deren Manifest vom Oktober 1935 fanden sich solche Feststellungen: „Wir Kommunisten bieten dem Parteivorstand und allen Organisationen der Sozialdemokratie die Hand zum Abschluß von Einheitsfrontabkommen ... Gemeinsam muß der einheitliche Aufbau der freien Gewerkschaften gefördert werden ... Gemeinsam mit der Sozialdemokratischen Partei, mit der Zentrumspartei, den Demokraten und mit allen Organisationen des werktätigen Volkes muß die Volksfront gegen Hitler, gegen die faschistische Diktatur, für deren Sturz geschaffen werden!"

Einladung für die gemeinsam von KPD und SPD in Württemberg durchgeführten Veranstaltung, auf der Willi Bohn der Redner war

SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI
KOMMUNISTISCHE PARTEI
ORTSGRUPPEN LUGINSLAND
SÄNGERKREIS LUGINSLAND

Sozialistische Morgenfeier

zum Gedächtnis der Märzkämpfer des Jahres 1848
am Sonntag, den 31. März 1946, vormittags 10.30 Uhr
im Saale der Gaststätte Luginsland

Mitwirkende:
Philharmonisches Orchester Stuttgart, Leitung Kapellmeister Martin Hahn
Sängerkreis Luginsland, Leitung Bundeschormeister Kurt Brenner
Ansprache: Redakteur Willi Bohn
Rezitation: Staatsschauspieler Herbert Herbe

PROGRAMM:

1. Orchester: Ouverture zu „Theodora" . . . . Fr. Händel
2. Rezitation: „Die Toten an die Lebenden" Ferd. Freiligrath
3. Chor: „Frühlingsbotschaft" . . . . Uthmann
4. Ansprache
5. Orchester: „Suite" . . . . Joh. Seb. Bach

Jedem Antifaschisten wurde ohne Vorurteil die Hand gereicht – und so der Schulterschluß mit den sozialdemokratischen Klassengenossen hergestellt. Vielerorts leistete man den Faschisten gemeinsam erfolgreich Widerstand; in Gestapogefängnissen und Konzentrationslagern übte man Solidarität. So entwickelte sich eine Einheitsfront der Tat ...

Willi Bohn, zur Berichterstattung nach Paris bestellt, wurde am Sitz der Auslandsleitung der KPD von Wilhelm Pieck als ZK-Instrukteur nach Berlin geschickt. An der Spree sollte er den Platz des ermordeten Genossen John Schehr – einer von Willis Freunden – einnehmen. „So schwer auch diese Stunde ist, der Kampf geht weiter", erläuterte ihm der amtierende Parteivorsitzende der KPD den Auftrag. „Mit Franz Dahlem habe ich erörtert, ob wir Dich, aufgrund Deiner Erfahrungen in der Einheitsfront, die Du an der Seite von John Schehr in Braunschweig gesammelt hast, nach Berlin schicken könnten." Die Antwort war positiv ausgefallen. Am 18. Oktober 1934 – nach einem Dreivierteljahr illegaler Tätigkeit in der Reichshauptstadt, verhaftete jedoch die Gestapo Willi Bohn und kerkerte ihn ein ...

Willi Bohn überlebte den braunen Terror. Nach der Befreiung vom Hitlerfaschismus blieben auch in Württemberg die Kommunisten und viele Sozialdemokraten ihrem einstigen Versprechen treu: Ringen um die Einheitsfront. Ein viertel Jahr später als in der sowjetischen Besatzungszone – Ende August 1945 – hatte die amerikanische Besatzungsmacht in ihrer Zone die Tätigkeit politischer Parteien zugelassen. Die KPD lebte und wirkte. In welcher Weise, geht aus der „Chronik der Stadt Stuttgart 1945–1948" hervor: „Die Aktivität der Kommunisten war das hervorstechendste Merkmal der ersten Monate neuen politischen Lebens. Sie wurde nicht ohne Sorge wahrgenommen. (Von wem, kann man unschwer erraten! – d. A.) Insbesondere richtete sich die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die kommunistischen Bemühungen, mit den Sozialdemokraten zu einer organisatorischen Einheit zu gelangen, wie sie sich in Berlin angebahnt hatte."

Am 15. Dezember 1945 führte die KPD in Stuttgart ihre erste ordentliche Kreiskonferenz durch, ein viertel Jahr später beriet die erste Bezirkskonferenz. Deren Hauptreferat stand nicht von ungefähr unter dem Thema „Unbeirrt für das Überwinden der Spaltung der Arbeiterbewegung arbeiten". Willi Bohn wurde mit weiteren 34 Genossen in die Bezirksleitung gewählt. Gemeinsam mit 25 schwäbischen Genossen wurde er zum 15. Parteitag der KPD nach Berlin delegiert.

Bis zu seiner Abreise trugen sich zwei denkwürdige Ereignisse zu: Auf einer „Sozialistischen Morgenfeier" zum Gedenken der Märzkämpfer von 1848 durfte Willi Bohn zum einen die Ansprache halten. Das war ein für ihn bewegender Moment, wie er sich mir gegenüber erinnerte. Zum anderen übertrug der Stuttgarter Rundfunk – er mußte dies aufgrund des Drucks der öffentlichen Meinung tun – eine Diskussion zwischen dem KPD-Funktionär Willi Bohn und dem SPD-Landessekretär Max Dencher. Gesprächsgegenstand: die Einheit der deutschen Arbeiterbewegung. Dencher stellte zunächst die Wahrheit auf den Kopf, denn er erklärte, seinerzeit habe der Spartakusbund erst die Partei gespalten. Bohn aber, erklärtermaßen bemüht, keinen unnützen Streit um die Vergangenheit aufkommen zu lassen, lenkte den Blick auf die gegenwärtigen Aufgaben: Wie sollte es im Nachkriegsdeutschland weitergehen? Was müßte getan werden, um nicht die alten Fehler zu machen?

Dieses sachliche Bemühen um Gemeinsamkeiten kann nicht hoch genug bewertet werden, wenn man weiß, daß eben dieser

Stets war der aufrechte Kommunist der organisierten Arbeiterbewegung treu geblieben: hier am 29. Mai 1981 auf der Festveranstaltung des 6. DKP-Parteitages zu Ehren der Veteranen der Arbeiterbewegung





Mitte der fünfziger Jahre mußte Willi Bohn als Berichterstatter während des KPD-Verbotsprozesses erleben, wozu die restaurierte Macht der Monopole fähig war: Neben ihm (rechts außen) Friedrich Karl Kaul (Mitte) und Emil Carlebach (stehend)

Dencher zur selben Stunde ein vertrauliches Rundschreiben verbreiten ließ, in dem von „Zwangsvereinigung" die Rede war. Und: Diese wäre „ein wesentliches Teilstück der staatspolitischen Konzeption Sowjet-Rußlands". In diesem, vom Antikommunismus diktierten Schreiben stand allerdings nicht, daß in Berlin von den 66 246 eingeschriebenen SPD-Mitgliedern sich nur 5 568 (!) gegen die Vereinigung mit der KPD ausgesprochen hatten ...

Die Nach-Geschichte

Kaum, daß sich im Berliner Admiralspalast an diesem denkwürdigen April 1946 der Jubel gelegt hat und der Vereinigungsparteitag beendet ist, halten die kommunistischen Delegierten aus den Westzonen eine Beratung ab. Willi Bohn berichtete mir fast vier Jahrzehnte später darüber: „Es galt mit aller Kraft auch bei uns für die Einheit der Arbeiterbewegung zu wirken, die sozialdemokratischen Genossen davon zu überzeugen, daß sie selbst durch die Zusammenarbeit mit ihren kommunistischen Genossen Tatsachen auf dem Wege zur sozialistischen Einheitspartei schaffen müssen." Der hochbetagte Kommunist sprühte bei diesen Worten eine Energie aus, die man ihm kaum mehr zugetraut hätte. „Die Beschlüsse des Vereinigungsparteitages waren für uns in den Westzonen eine außerordentliche Hilfe gegen die Entstellungen und Verleumdungen unserer Politik. Gegenüber den Bestrebungen des westdeutschen Monopolkapitals, zusammen mit den Besatzungsmächten in den Westzonen einen eigenen Staat zu schaffen, erhob die SED die Forderung: Herstellung der Einheit Deutschlands als antifaschistische, demokratische Republik, Bildung einer Zentralregierung durch antifaschistisch-demokratische Parteien."

Im März 1947 kamen Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl nach Stuttgart. Nachdem sie am 11. vor mehreren tausend Menschen im „Circus Althoff" gesprochen hatten, gab der KPD-Bezirksparteitag am 19./20. April 1947 – ein Jahr nach dem Vereinigungsparteitag in Berlin – quasi das Signal für eine Massenbewegung in den Westzonen: Die 325 Delegierten beschlossen, in Württemberg die Sozialistische Einheitspartei zu gründen!

Die amerikanische Militärregierung blieb nicht untätig. Sie handelte in typisch imperialistischer Manier und nach britischem Vorbild. In einem Schreiben des Kommandanten der britischen Militärregierung vom 10. Mai 1946 hatte es geheißen: „Es liegt nicht in der Linie der Politik der Militärregierung, eine Verschmelzung der SPD mit der KPD zuzulassen ... Infolgedessen sind alle Versammlungen, die eine solche Verschmelzung als Ziel haben, nicht zuzulassen."

Die amerikanische Besatzungsmacht erklärte den KPD-Beschluß vom 20. April 1947 für ungültig und verbot die Schaffung der SED in Nordbaden und Nordwürttemberg. Ähnlich reagierte die französische Militärregierung in Südbaden und Südwürttemberg. Mit administrativem Zwang, verschärfter antikommunistischer Hetze und politischer Demagogie gelang es der Allianz von imperialistischen Besatzungsmächten, deutschem Monopolkapital und rechten sozialdemokratischen Führern, die Bewegung für die Einheit der Arbeiterbewegung in den Westzonen – so wie in Württemberg – überall zu unterdrükken und die Spaltung der Arbeiterklasse erneut zu vertiefen. Der Kampf Willi Bohns und vieler anderer aufrechter Kommunisten im Westen scheiterte an der Macht der vereinten Reaktion.

Trotz alledem: Die deutschen Kommunisten suchten in all den Jahren das Bündnis mit ihren sozialdemokratischen Genossen – im Kampf gegen die Remilitarisierung und den Abbau der Demokratie, gegen Unternehmer- und Rüstungswillkür.

Heute tun sie das erst recht. In einer Koalition der Vernunft wollen sie gemeinsam den Frieden sichern – und damit den Grundsatz verwirklichen, den der Generalsekretär des Zentralkomitees jener vor 40 Jahren vereinigten Partei wieder und wieder bekräftigt hat: Von deutschem Boden soll nie mehr Krieg, sondern nur noch Frieden ausgehen!

Text: Falk Scheffel
Bild: Autor (4), Archiv

postsack

Acht sind inzwischen Offiziersschüler

Ich bin Pädagogikstudentin der Fachrichtung Staatsbürgerkunde/Sport. Mein Interesse für Militärpolitik und auch -technik wurde schon in der EOS geweckt; acht Jungen meiner Klasse sind inzwischen Offiziersschüler. Wir haben also viel über solche Probleme diskutiert, sehr lebhaft übrigens. Nach wie vor versuche ich, auf dem laufenden zu bleiben. Meiner Meinung nach braucht man gerade als Stabü-Lehrer ein sehr umfangreiches Wissen. Als ich 1985 während meines Ferienlagerpraktikums bemerkte, daß sich ein 10jähriger Junge meiner Gruppe für den Offiziersberuf interessiert, konnte ich ihm schon viele Fragen beantworten.
Birgit Seidel, Zwickau

Ausbildungspause 1949

Als Waffenträger der ersten Tage unserer DDR befanden wir uns vor nunmehr 36 Jahren in der VP-Bereitschaft Zwickau bei einer Ausbildungspause (Foto). Aus Überzeugung und mit dem festen Willen, unseren jungen Staat zu schützen, wurden wir Volkspolizisten. Was ist aus den Genossen unseres Kollektivs geworden? Wer sich wiedererkennt und über seinen Werdegang berichten möchte, schreibe bitte an:
Siegfried Weidlich, 1260 Strausberg, PSF 67 228





Ein Soldat im Kinderheim

Unterfeldwebel Holger Lange hat Tischler gelernt, möchte aber Erzieher werden. So nahm er Verbindung mit dem Kinderheim „Ernst Paskowski" auf – und eilt nun schon seit längerem nach seinen dienstlichen Verpflichtungen zu seiner Patengruppe (Bild). Mit Freude erwarten Ihn die Mädchen und Jungen; auch deshalb, weil eben Männer im Kinderheim rar sind. Gemeinsam mit einer Erzieherin betreut er sie oder bemüht sich selbständig, das Wochenende mit ihnen zu gestalten: mal mit einer Wanderung, dann mit einer kleinen Sportveranstaltung, einer Buchlesung oder auch einer lustigen Disko. Immer wieder hat Unterfeldwebel Lange neue Einfälle. Nach seiner Armeezeit wird er am Institut für Lehrerbildung in Kyritz studieren. „Die Erfahrungen, die ich hier in der Arbeit mit Kindern sammeln kann", sagt er, „werden mir dabei zugute kommen. Aber auch als Persönlichkeit konnte ich mich entwickeln. Beispielsweise bewirkte das Zusammenarbeiten mit der Parteisekretärin Traudel Uhlig, daß ich mich entschloß, Kandidat der SED zu werden. Natürlich erwarten die Genossen und Kollegen im Kinderheim, daß ich meinen freiwilligen dreijährigen Wehrdienst erfolgreich abschließe, das Studium bewältige und danach als Mitstreiter zu ihnen gehöre."
Erich Rottenau, Neubrandenburg

Organisation ist alles

Angenehm überrascht waren wir am 23. 11. 1985 bei der Vereidigung unseres Sohnes von der reibungslosen Organisation. Wir sprechen sicherlich im Namen vieler Eltern, wenn wir auf diesem Wege dem Kommandeur und den Offizieren der Unteroffiziersschule in Delitzsch danken für die Vorbereitung und Gestaltung dieses Tages, der uns lange Zeit in angenehmer Erinnerung bleiben wird.
Heinrich und Brigitte König, Wolfen

gefragte fragen

JEP für 1985?

Ich leiste seit November 1984 Grundwehrdienst. Für 1984 habe ich von meinem Betrieb eine anteilige Jahresendprämie bekommen. Stand sie mir für 1985 auch zu?
Gefreiter Frank Rommlinger

Nein. Da Sie 1985 das gesamte Jahr über Angehöriger der NVA waren, ergibt sich kein Anspruch auf anteilige Jahresendprämie. Dieser tritt erst ab dem Tag wieder ein, an dem Sie nach Beendigung Ihres Grundwehrdienstes die Arbeit im Betrieb aufgenommen haben.

Was versteht man

... unter einem Radschloßgewehr? Ich fand diesen Begriff in einem Buch.
Wieland Bräunig, Olbernhau

Eine Handfeuerwaffe (Vorderlader) des 16. und 17. Jahrhunderts, bei welcher der Zündfunke durch Reibung eines mittels Federzug bewegten geriffelten Rädchens an Eisen- oder Schwefelkies erzeugt wurde.



Verbindungsflugzeug?

Stimmt es, daß die L 410 als Verbindungsflugzeug in den Luftstreitkräften der DDR eingesetzt wird?
Rico Günther, Gera-Lusan

ÜBRIGENS geht Gemeinnutz vor Eigennutz.



Ja, es ist richtig, das Verbindungsflugzeug L 410 wird in der Variante L 410 UVP (Foto) auch bei den Luftstreitkräften der Nationalen Volksarmee eingesetzt.

Und vor 1969?

In der AR-Serie zur Vorbereitung auf den 30. Jahrestag der NVA habe ich gelesen, daß die Fallschirmjäger 1969 neue Kragenspiegel bekamen. Woran waren sie zuvor als Fallschirmjäger zu erkennen?
Unteroffizier d. R.
Hans Lochmann, Mosigkau

Allein an dem am linken Ärmel zu tragenden ovalen Dienstlaufbahnabzeichen mit einem stilisierten Fallschirm.

Aus dem Lateinischen

Könnten Sie bitte mal die Frage beantworten, was ein Adjutant ist?
Ronald Weiß, Grimmen

Der Begriff kommt aus dem Lateinischen und bezeichnet einen Offizier (in der NVA auch Fähnriche), der einem Kommandeur bzw. Befehlshaber als Gehilfe beigegeben ist.

Monturen in rot

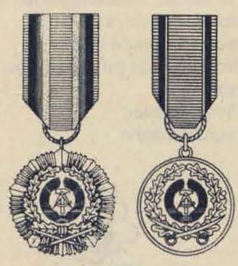
Die Reportage „Signal Rotfeuer" (AR 10/85) hat mir sehr gefallen. Nur wunderte ich mich über die seltsamen roten Monturen. Wann werden diese getragen?
Mirko Olschewski, Aschersleben

Es handelt sich um Rettungsanzüge der Flugzeugführer, die während des Fliegens über See getragen werden.

AbgeBILDet

Im „Wörterbuch zur deutschen Militärgeschichte" sind zwei Auszeichnungen ohne Abbildungen aufgeführt. Es betrifft den „Militärischen Verdienstorden der DDR" (3 Klassen) und die „Militärische Verdienstmedaille der DDR". Bitte stellen Sie genannte Auszeichnungen im Bild vor.
Dieter Matschos, Plauen

Wie gewünscht:



Militärischer Verdienstorden der DDR — *Militärische Verdienstmedaille der DDR*

Tagungsort?

Am 21. und 22. April 1946 fand in Berlin der Vereinigungsparteitag von KPD und SPD zur SED statt. Wo genau tagte er?
Kirsten Böhme, Reichenbach

Im Admiralspalast in der Friedrichstraße. Heute befindet sich dort das Metropoltheater.

Kind krank – was nun?

Während mein Mann Reservistendienst leistete, wurde unser Kind krank, und ich mußte für mehrere Wochen zu Hause bleiben. Da mein Mann in dieser Zeit nicht voll verdiente, wüßte ich gern, ob ich das Recht auf Unterstützung hätte.
Elvira Schmidt, Zwönitz

Da Ihr Mann Reservistendienst leistete und in dieser Zeit sowohl Wehrsold als auch einen finanziellen Ausgleich von seinem Betrieb erhielt, konnten Sie keinen Anspruch auf zusätzliche finanzielle Zahlungen geltend machen. Unterhaltszahlungen werden nur Ehefrauen von Soldaten im Grundwehrdienst gewährt.

Ermessensfrage?

Für meinen letzten verlängerten Kurzurlaub wurden mir nicht ein, sondern zwei Tage Erholungsurlaub berechnet, obwohl ich im entsprechenden Halbjahr noch keinen VKU hatte. Liegt diese Entscheidung im Ermessen meines Vorgesetzten?
Unteroffizier Ulf Lange

Ihr Anliegen ist eindeutig in Ziffer 31 (2) der Urlaubsvorschrift geregelt. Demnach sind Unteroffizieren auf Zeit nur dann alle Tage außer Sonn- und gesetzlichen Feiertagen auf den Erholungsurlaub anzurechnen, wenn ihnen im Halbjahr ***mehr als dreimal*** *VKU gewährt wurde.*

Leistungszuschlag?

Ich wurde im November '85 zum Gefreiten befördert und als Geschützführer eingesetzt. Wie hoch ist nun die Besoldung dieser Planstelle?
Gefreiter Schultz-Condin

Soldaten im Grundwehrdienst, die in eine höhere Dienststellung ernannt werden oder sie vertretungsweise (außer Urlaubsvertretung) länger als zwei Monate ausüben, können nach Abschnitt 212 der Besoldungsordnung einen Leistungszuschlag erhalten. Die Höhe wird vom Kommandeur des Truppenteils/Gleichgestellte entsprechend der Verantwortung und den Leistungen festgelegt. Der mögliche Leistungszuschlag beträgt für Soldaten 40, 60 oder 75 Mark und für Gefreite 40, 60, 75 oder 90 Mark monatlich.

gruß und kuß

Danke, wieder gesund!

Wir haben zwei Söhne (2 und 5 Jahre). Sie vermissen ihren Papa sehr. Deshalb möchten wir unseren Soldaten Manfred Krüger ganz herzlich grüßen und umarmen. Einen Gruß und Dank richte ich hiermit auch an Hauptmann Pohl. Er hat meinem Mann Urlaub und somit Fürsorge für die Kinder ermöglicht, als ich krank war.
Steffi Krüger, Schönebeck



Nachträglich zum Geburtstag

... gratulieren Schwesterherz Ilona und Nichte Bianca dem Unteroffizier Detlef Dammsch und wünschen ihm von Herzen alles Gute.

Weiter grüßt

... und umarmt auf diesem Weg Jana ihren Schatz Offiziersschüler Fred Hering, Kathi küßt ihren Verlobten Soldat Steffen Poplow, und an den Bruder Unteroffizier André Schneider und seine Freundin Antje Tworke denken Ute Schneider und die gesamte Familie.

Schreiben Sie uns mal, was Sie so Gemeinnütziges tun.
Redaktion „Armee-Rundschau", 1055 Berlin, Postfach 46 130

Treffend?

Ich schicke Euch eines meiner Fotos. Dazu folgende Bildunterschrift: „Eigentlich dürfte meinem Schatz der Härtekomplex nichts ausmachen. Bei mir ist er doch auch nicht schwach geworden!"
Unteroffizier d. R. Peter Pieplow, Dorf-Körkwitz



Schöne Bescherung

Ich möchte mich über die AR bei meinem Regimentskommandeur Oberstleutnant Meckat bedanken. Ich bin Vollwaise, und er hat mir Weihnachten '85 im wahrsten Sinne des Wortes eine schöne Bescherung bereitet. Das von ihm erhaltene Geschenk werte ich als eine besondere Aufmerksamkeit.
Unteroffizier
Lutz Schmidt

hallo, ar-leute!

Zu oft banal?

In AR 12/85 kritisierte Elke Probst-Hausser die in AR abgedruckten Gedichte. Oft gefallen sie ihr nicht; es fehle ihnen die poetische Aussage. Hier nun weitere Meinungen:

Elke hat recht: Manches ist ausgesprochener Schwachsinn. In der „Jungen Welt" gibt es viel bessere Gedichte.
Marion K., Berlin

Das Urteil von Elke ist ungerecht. Die großen wie die kleinen Gedichte in der AR gefallen mir.
M. Leicht, Zwickau

Manche jungen Lyriker sollten wirklich mehr Mut zum eigenen originellen Ausdruck haben.
Soldat Claus Watzrodt

„Soldaten schreiben für Soldaten" ist ein gutes und interessantes Forum für Schreibende in unseren Streitkräften. Die meisten darunter abgedruckten Gedichte halte ich für aussagekräftig, niveauvoll und durchaus eigenständig.
Marlene Schlesing, Ohrdruf

Oft rutschen Aussagen ins Lächerliche ab (siehe AR 12/85, S. 62 bis 63). Trotzdem ist es lobenswert, wenn literarischen Laien durch Veröffentlichung ihrer Arbeiten Mut gemacht wird. Vielleicht ist es möglich, diese Leute zu betreuen und so zu einer Verbesserung der sprachlichen Schönheit beizutragen?
Oberleutnant d. R. Rüdiger Pede, Leipzig

Im Dezemberheft 1985

... habt Ihr die in neuem Glanz und in neuer Form eingeführten Soldatenauszeichnungen gezeigt. Das finde ich ganz große Klasse.
Gottfried Schneider, Bad Salzungen

Großer Wurf

Mit dem Beitrag „Hinterland des Grenzers" ist der AR meines Erachtens ein ganz großer Wurf gelungen. So wie Sabine Garn ihrem Uwe, dem „Grenzer in Berlin", zur Seite steht, mit ihm tapfer ist, hofft und bangt, so will ich es auch tun, wenn mein Mann Soldat wird. Der „Armeerundschau" ein ganz großes Dankeschön für das Porträt!
Silke Klawitter, Anklam

Der erzgebirgische Rebell

Über den Artikel über Karl Stülpner im Dezemberheft habe ich mich sehr gefreut. Ich bin selbst Scharfensteiner und weiß die legendäre Gestalt Karl Stülpners zu schätzen. Wen die Geschichte des „erzgebirgischen Rebellen" näher interessiert, dem empfehle ich das Buch „Karl Stülpner – Legende und Wirklichkeit" von Johannes Pietzonka.
Britta Nestler, Scharfenstein



Erkenntnishilfe

Die AR hat mir in vielen Situationen geholfen, die Wichtigkeit des militärischen Berufes zu erkennen und zu verstehen. Deshalb möchte ich mich gern mit einem Berufssoldaten schreiben.
Anke Kraus (20; 1,62 m), 4090 Halle-Neustadt, Block 231/2

Mehr über Mädchen!

Meiner Meinung nach berichtet Ihr zu wenig über die Mädchen, die in Uniform unser Land verteidigen helfen.
Unteroffizier
Raymond Kaiser

Nur Geduld! Bald gibt es auch wieder eine Reportage über Mädchen in Uniform.



Verkehrsdienst

... haben auch die Angehörigen von Militärstreifen zu leisten; sie und ihre Ausbildung stehen im Mittelpunkt eines Farb-Bildberichtes. AR besuchte „Panzerfahrer Maria", Soldaten beim Téte-á-téte zum Tet-Fest und Militärische Dreikämpfer. In einem Exklusivinterview lassen wir Frank Schöbel zu Wort kommen. Wir stellen den Hubschrauber Mi-26 und in der Serie „Militaria" alte Geschütze vor. AR macht mit dem Posten Nr. 1 in Moskau bekannt, erinnert an die erste Parade der NVA im Jahr 1956 und bringt eine neue Folge von „POP spezial". Auf dem Rücktitelbild finden Sie Petra Zieger

in der nächsten



Redaktion: Margitta Bach, Karl Heinz Horst
Fotos: E. Rottenau, P. Pieplow, S. Weidlich, Archiv; ZB, Vignetten: Achim Purwin



Der Alex beim Solibasar 1985. AR bietet Ihnen eine Chance, in diesem Jahr selbst dabeizusein ...

AR bietet 500 Preise in der Soli-Lotterie



Noch ist es eine Weile hin bis zum 29. August 1986, an dem die Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz ihren diesjährigen Solidaritätsbasar starten. Dennoch schon jetzt unsere Frage: Wollen Sie dabeisein?
Sie können es, wenn Sie bei unserer Soli-Lotterie mitmachen und überdies noch ein bißchen Glück haben. Denn als Hauptpreise losen wir aus:

Drei Reisen zumSolibasar auf dem Alex

Live erleben Sie die Atmosphäre an dem Tag, da der Alexanderplatz erneut zum Platz der Solidarität wird. Im Interhotel „Stadt Berlin" sind schon drei Zimmer reserviert – von Donnerstag, den 28., bis Sonnabend, den 30. August 1986. Eintrittskarten für den Jugendtreff im Palast der Republik liegen bereit, ebenso für den Friedrichstadtpalast. 497 weitere Preise – darunter böhmisches Glas, Keramik, Zinnfiguren, MM-Kalender-Poster für 1987 sowie begehrte Bücher – sollen jene Leserinnen und Leser trösten, die keinen Hauptpreis gewinnen.

Teilnahmerezept

Man nehme
a) mindestens 5 Mark und zahle sie auf das Solidaritätskonto des Verbandes der Journalisten der DDR Nr. 6651-12-689851 ein!
b) eine Postkarte, klebe die Einzahlungsquittung (bei mehreren Einzahlungsquittungen für jede eine gesonderte Postkarte verwenden) darauf und schicke sie unter dem Kennwort „Soli-Lotterie" an Redaktion „Armeerundschau", 1055 Berlin, PFN 461301
Jede Einzahlungsquittung gilt als ein Los. Die Auslosung der Gewinne erfolgt am 11. August 1986



Revue im Friedrichstadtpalast. Einen Abend gehört das Haus in der Friedrichstraße 107 den Hauptgewinnern unserer Solilotterie.

Am zweiten Abend geht es in den Jugendtreff des Palastes der Republik.



ZUM TITELBILD



Gefreiter Bernd Schünow. Einer von 100000, die im Ernst-Thälmann-Aufgebot Kandidat der SED wurden. Eines von vielen fleißigen FDJ-Mitgliedern, die ihren Mitstreitern

Anstöße geben

XI. PARTEITAG

Unter den Wehrpflichtigen, die im November 1984 in das Artillerieregiment „Rudolf Gyptner" einberufen werden, befindet sich ein schlankgewachsener, dunkelhaariger Bursche aus Frankfurt/Oder: Bernd Schünow. Gleich den anderen ist der Neunzehnjährige gespannt, was ihn beim Militär alles erwarten wird. Befehle entgegennehmen, Kommandos ausführen, sich unterordnen – auch für ihn wird es eine harte Umstellung. Bernd kommt in die 1. Batterie, als Aufklärer. Er, der sich bislang kaum mit Technik beschäftigte, erhält ein optisches Entfernungsmeßgerät. Mit diesem hat er die Beobachtungsstelle der Batterie zu vermessen sowie die Entfernungen zu den Zielen und die Schußabweichungen präzise zu ermitteln.

Dem neuen Soldaten fällt es schwer, sich durch den Wust von Aufgaben, die auf ihn einstürzen, durchzukämpfen. Die ersten Messungen laufen daneben, bei der Beantwortung von Kontrollfragen kommt er ins Stottern. Doch das FDJ-Mitglied ist mit dem Vorsatz in die Kaserne eingerückt, beste Leistungen zu bringen. Er möchte nicht am Rande stehen, bloß so einfach mitmachen. Nein, er will an die Spitze, Schrittmacher sein. „Mir war klar, daß jetzt die Zeit gekommen ist, in der ich dazu beitrage, mein Vaterland zu schützen. Mit der Waffe! Den Frieden zu bewahren ist jetzt notwendiger denn je. Frieden, den brauchen wir doch alle. Dafür strenge ich mich an, da möchte ich vorbildlich arbeiten."

Und der junge Soldat lernt zielstrebig. Auch in der Freizeit. Setzt sich mit seinem Gruppenführer zusammen, um dem Erfahrenen zuzuhören; schleppt das große optische Gerät auf das Zimmer, um weiterzutrainieren. Übt dort das Entfernungsmessen zu markanten Geländepunkten, vervollkommnet sich im räumlichen Sehen mit seinem Apparat.

Im Februar dann die erste Bewährungsprobe: Eine Übung der Batterie mit scharfem Schuß. Bei minus 20 Grad! Schünow meistert die Aufgabe, trägt dazu bei, daß die Batterie mit ausgezeichneten Ergebnissen heimkehrt. Einen Monat darauf kämpft er in einem Leistungsvergleich aller Aufklärer des Regiments. Wieder bange Stunden. Wirst du mit den Älteren mithalten können? Er kann es, sieht, daß er das Niveau der Aufklärer des 2. und des 3. Diensthalbjahres, einen hohen Grad der Gefechtsbereitschaft erreicht hat. Sein Fleiß, seine Beharrlichkeit zahlen sich aus. Und welch ein Gefühl, als er dann auch noch das Klassifizierungsabzeichen erringt!

Aber Schünow ist den Dienstälteren nicht nur ebenbürtig, einige von ihnen hat er in puncto Qualität bereits überholt. Die Vorgesetzten merken es unter anderem an seinen Meßreihen, jenen Serien von Entfernungsmessungen unterschiedlicher Art, die als

Norm gelten. 20 Meßreihen zu je zehn Messungen hat jeder Aufklärer monatlich zu bringen. Im Auswertebuch stehen hinter dem Namen Schünow lauter Einsen. „Der kann bis 3000 Meter wie ein Luchs beobachten", urteilt sein Zugführer. „Auf diese Entfernung darf sich ein Aufklärer höchstens um 34 Meter verkalkulieren, will er die Bestnote erreichen. Selbst wenn es hart auf hart zugeht in der B-Stelle, ständig neue Ziele erscheinen – ich brauche die Werte bei ihm nicht zu überprüfen. Sie stimmen immer."

Verläßlichkeit auch in angespannten Situationen. Für Bernd Schünow ist das selbstverständlich. „Was nützt die ganze Theorie", fragt er, „wenn man im entscheidenden Moment versagt?" Kühlen Kopf müsse man behalten, konsequent die Aufgabe bis zum Ende lösen, an seine Verantwortung denken. Jederzeit. Seine Batterie rückte im vergangenen Ausbildungsjahr zu sechs taktischen Übungen aus. Rund 200 Granaten wurden verschossen, bei Tag und bei Nacht. Daß sie alle mit hoher Genauigkeit ihre Ziele trafen, daran hatte auch der Aufklärer Schünow seinen Anteil. Genauso folgerichtig reagierte der Abteilungskommandeur. Er beförderte diesen Genossen zum Gefreiten. Vier Monate vor der regulären Zeit.

„Genosse Schünow hat sich zu einem guten Aufklärer entwickelt", schätzt der Batteriechef ein. „Aber es gibt bei ihm noch Reserven." Der junge Gefreite weiß um seinen Nachholebedarf. Er denkt an die Normzeit beim Aufbau des Meßgerätes, die er nicht immer einhält. Er kennt auch die Lücken in seinen Kenntnissen über gegnerische Waffensysteme. Zwei Gebiete, wo er sich noch strecken muß, denn er will im Wettbewerb zu Ehren des XI. Parteitages noch einen drauf geben: Er möchte das Klassifizierungsabzeichen II, die nächsthöhere Qualifikation erwerben.

Das Beste bringen, Anstöße geben. Bernd nutzt dazu auch die Versammlungen der Jugendorganisation, die Zusammenkünfte der FDJ-Leitungen. Als stellvertretenden FDJ-Sekretär der Batterie und als Mitglied der FDJ-Leitung in der übergeordneten Einheit haben sie ihn gewählt. Grund genug für Bernd, sich auch hier Gedanken um den Kampfwert der Einheit zu machen.

Da laufen beim nächtlichen Vermessen der Beobachtungsstelle zwei Soldaten mit der Entfernungsmeßlatte 150 Meter los, um sie dann mit zwei Taschenlampen anzuleuchten. Warum, überlegt Bernd, muß es ein Paar sein? Können die Lampen nicht mit Schlaufen und Haken an der Latte befestigt werden, so daß ein Soldat zum Halten genügt? Oder da gibt es beim Absitzen vom SPW ein Durcheinander. Jeder versucht, als erster das Fahrzeug zu verlassen, keiner fühlt sich verantwortlich, am Meßgerät mit anzupacken. Sollte hier nicht ein geordneter Ablauf Zeitersparnis bringen? Die Vorgesetzten akzeptieren die Vorschläge, sorgen für Veränderungen.

Nicht nur Dienstliches legt Bernd Schünow auf den FDJ-Tisch. Am Herzen liegt ihm ebenfalls eine vernünftige Freizeitgestaltung. Ihm mißfällt, daß allzuoft und allzuviele seiner Kameraden



nach Dienstschluß vollkommen „abschalten" wollen. Interessen für Sport und Spiel sind wohl da, aber – wer organisiert? Bernd erkennt auch hier: Von allein kommt nichts in Gang. Also muß man sich selbst rühren. Den Stein ins Rollen bringen.

An einem Wochenende malt er eine große bunte Wandzeitung: Wer macht mit beim TT-Turnier? 15 Genossen tragen sich ein. Er teilt sie in drei Gruppen ein, bestimmt „Gruppenchefs", bittet sie, untereinander die Spieltermine auszumachen, geht zum Batteriechef, um mit ihm den Ablauf abzusprechen. Einen Monat lang gibt es jeden Abend auf dem Batterieflur ein Gedränge um den grünen Tisch, auf dem die kleinen Zelluloidbällchen hin- und herfliegen.

Ein anderes Wochenende. Wachfrei für die Einheit. Die FDJ-Leitung ist unentschlossen, was sie tun soll. Bernd schlägt ein Skatturnier vor. Er, der von dem Spiel wenig Ahnung hat, bittet einen Unteroffizier sowie den Batterieoffizier, Regeln und die Tischzusammenstellung auszutüfteln. Holt sich beim FDJ-Sekretär Preise, ruft die Diensthabenden in den anderen Batterien seiner Abteilung an, sie mögen Listen der Interessenten ausschreiben. Kommt selber ins Staunen, als sich dann am Sonntag um neun Uhr 36 Genossen im Klub treffen, um die Karten zu mischen.

Natürlich können er und andere fleißige Leitungsmitglieder nicht alles auf ihren Schultern austragen. Und warum auch? Der Kreis der FDJ-Mitglieder ist doch groß genug, daß die Arbeit gerecht aufgeteilt werden könnte. Wieso müssen sich einige abmühen, um allen Angenehmes zu schaffen? Und warum warten manche ab, bis ihnen etwas geboten wird? Gar manche gute Idee fällt deshalb ins Wasser, weil einer fehlt, der die Sache in die Hände nimmt. „Ich finde das traurig", meint Bernd.

Auf einer anderen Strecke hat er mehr Erfolge: den politischen Gesprächen mit seinen Kameraden. Er unterhält sich gern mit ihnen über die Weltprobleme, andererseits suchen diese Bernds Nähe, um von ihm, dem Lesebeflissenen, Näheres über das außenpolitische Geschehen zu erfahren. Warum haben die Palästinenser keine Heimat? Was braut sich in Mittelamerika zusammen? Informationen, Denkanstöße über Klassenauseinandersetzungen dieser Tage. Der Gefreite mag derartige Diskussionen. „Politik ist etwas ungeheuer Lebendiges. Sie zu verstehen, hilft, weiter zu sehen. Es geht schließlich um den Frieden. Er ist doch die schönste Sache auf der Welt."

Debatten ähnlicher Art führte Bernd schon als Schüler. Als FDJ-Sekretär der Grundorganisation in der EOS „Karl Liebknecht" in Frankfurt/Oder mußte er so manchesmal erklären, warum eine Altstoffsammlung vor der Disko oder eine Spendenaktion notwendig waren. Dort in der Schule lernte er politische Kleinarbeit, dort begann er wesentliche Zusammenhänge zu begreifen.

Widrigkeiten sich zu stellen, beharrlich zu arbeiten – das bekam Bernd auch von den Eltern anerzogen. Seine Mutter ist Zeitungsverkäuferin, sein Vater Technologe in einer Elektro-PGH. Auf ihn hält der Sohn große Stücke. „Er zeigt mir, wie fest man im Leben stehen kann. Vati findet eine erstaunliche Ruhe und Sicherheit, wenn es Probleme zu lösen gilt. Ein praktischer Mensch. Kaum am Schreibtisch, immer vor Ort. Er ist angesehen; und ich wünsche mir, auch so dazustehen."

Ehrlichkeit, Offenheit – diese Eigenschaften gehören zum Ansehen, findet Bernd. Auch Menschen, die einem nahestehen, sollte man so gegenübertreten, wenngleich es gelegentlich weh tun könnte. Mit Kerstin, seiner Freundin, ist er sich darüber einig. Sie wollen ihren weiteren Lebensweg gemeinsam gehen, sind sich klar, daß dazu auch die Achtung des anderen gehört. So sollte man bei Gesprächen geradlinig sein, nichts dazuspinnen, klare, anregende Worte finden. Bernd möchte diesen Grundsatz ebenfalls anderen gegenüber verwirklichen und umgekehrt gleiches spüren. Deshalb ärgert es ihn, wenn manch ein Soldat sich gehen läßt, mit flapsigen Redensarten um sich wirft, damit wenig Wertschätzung vor dem Gesprächspartner zeigt. „Aufgeschnapptes nachzuquatschen, das ist doch niveaulos. Damit stellt man sich auf eine Stufe, die eines erwachsenen Menschen unwürdig ist. Ich bin nicht gegen gelegentliches Blödeln. Nur muß es sinnvoll sein, nicht abstoßend." Torsten Funke, einer seiner Stubenkameraden, gehört auch zu denjenigen, die zuweilen derartige Jargonismen auf der Zunge haben. „Was heißt das? Was willst du damit ausdrücken?" stellte Bernd ihn zur Rede. „Na – das sagen doch alle ..." bekam er als lapidare Antwort. „Läßt du dich so leicht beeinflussen?" redete Bernd ihm ins Gewissen. „Unterhalte dich doch vernünftig mit mir. Wenn ich mit dir spreche, dann möchte ich dir ja auch was zu sagen haben. Das erwarte ich auch von dir." Und Torsten ist nachdenklicher geworden, überlegt jetzt mehr seine Worte.

Bei aller Beharrlichkeit – aber da gibt es bei Schünow noch Zeiten der Nachgiebigkeit, schwache Minuten. Zusammen mit anderen Soldaten war er an einem Wochenende im September zu Filmaufnahmen in Berlin eingesetzt. Hunderte Statisten in historischen Kostümen. Der Drehpausen gab es genug, um sich in nahegelegenen Läden umzuschauen. An einem Kiosk winkt ihm ein Soldat mit einer Flasche zu: „Komm! Trink einen mit!" Bernd wehrt erst ab, willigt dann doch ein, er möchte den Genossen nicht verärgern. Einen Schluck – dann habe ich meine Ruhe. Just in diesem Augenblick tritt ein Vorgesetzter hinzu ... Dreimal Arbeitsverrichtung außer der Reihe. „Die Strafe war berechtigt", sagt Schünow. „Ich habe mich für Minuten gehen lassen. In manchen Sachen bin ich noch schwach, nicht konsequent." Die folgenden Wochen werden eine Bewährungszeit für den Gefreiten. In einem Monat wird die Strafe gestrichen.

Ein Ausrutscher. Viel stärker als diese Einmaligkeit sind seine fortwährenden Aktivitäten im Dienst und in der Freizeit. Sie finden bei den Genossen Anklang. Sie schätzen ihn, der zuvorkommend und ruhig ist, seinen Standpunkt offen vertritt, keine Phrasen drischt, ihnen hilft. Das Auftreten des Gefreiten löst in der Leitung der FDJ-Grundorganistation Gedanken aus: Im Thälmann-Aufgebot wollen wir doch die besten FDJ-Mitglieder für die SED gewinnen. Wäre dieser emsige Junge nicht wert, in die Partei zu kommen? Könnte Bernd nicht einen guten Kommunisten abgeben? Wollen wir ihm die Anerkennung gewähren?

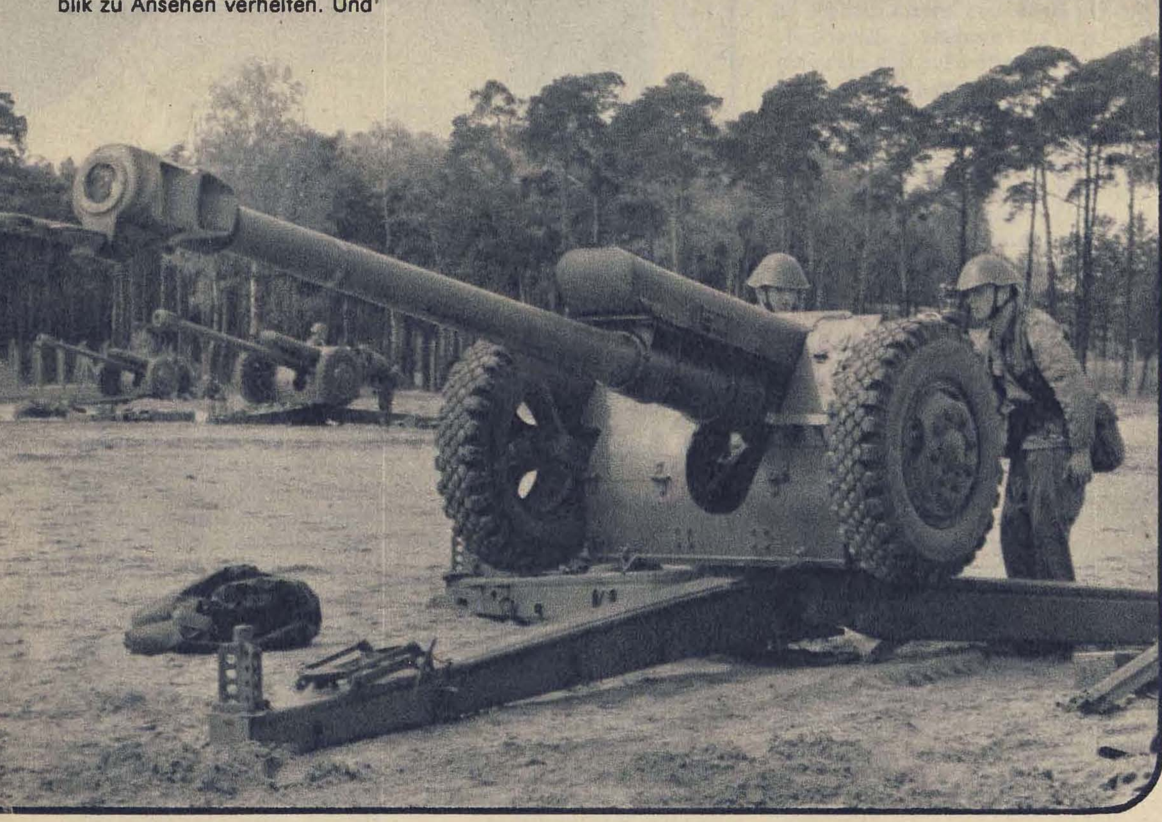
Die Fragen der Jugendfreunde stoßen bei dem Zwanzigjährigen nicht auf taube Ohren. Er hätte schon lange über solch einen Schritt nachgedacht, sagt er. Die Friedenspolitik der SED imponiere ihm. Er will sie unterstützen, sie sich zu eigen machen. Dafür möchte er leben, mithelfen, sie durchzusetzen. Seiner Republik zu Ansehen verhelfen. Und dann die Familienpolitik dieser Partei! Eine Politik, die er auch bald persönlich spüren werde ...

Die FDJ-Leitung unterstützt seine Bewerbung, empfiehlt ihn. Von seinem gefestigten Klassenstandpunkt wird da in der Bürgschaft gesprochen, von seiner Kontaktfreudigkeit, Vorbildlichkeit, seiner Achtung unter den Soldaten. Keine zweifelnde oder gar ablehnende Stimme erhebt sich, als die SED-Mitglieder beschließen, den Gefreiten als Kandidaten in ihre Mitte aufzunehmen. Er freut sich über das Vertrauen, sieht aber darin auch einen Anspruch, weiterhin solide Arbeit zu leisten. Bernd wird es nicht schwerfallen. Einer der ersten, die ihn in der Unterkunft beglückwünschen, ist Soldat Torsten Funke.

Der April 1986 wird ein bedeutsamer Monat für Bernd Schünows Leben werden. Zum einen, weil er als herangereifter Mann, als junger Kommunist einen Parteitag, das höchste Gremium nunmehr seiner Partei, bewußt mitverfolgen wird. Zum anderen, weil er seinen Wehrdienst beendet, dann studieren möchte.

Dieser XI. Parteitag stellt für ihn eine neue Zielmarke in seiner rastlosen Tätigkeit dar. „Ich versuche, zum zweitenmal das Bestenabzeichen zu erwerben. Und dann möchte ich mich verstärkt der FDJ-Arbeit in der Batterie widmen. Sie bei dem Niveau halten, vielleicht noch steigern. Gerade vor dem Ende des Wehrdienstes werden einige Jugendliche träge. Dem möchte ich gegenhalten. Immer wieder Anstöße geben, ob auf Mitgliederversammlungen, in politischen Gesprächen, mit Plattenabenden ... Sonst läuft's nicht so."

Text: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Manfred Uhlenhut



GAGARINS LÄCHELN

Am 12. April vor 25 Jahren flog Major Juri Gagarin als erster Mensch in das All

****

Von Jewgeni Jewtuschenko



„Ein Engel flog singend durch Himmelsgefild ...“ *

Diese Gedichtzeile fiel dem Kosmonauten ein, er lächelte traurig und dachte: Was bin ich schon für ein Engel! Sein Gesicht, dem Bullauge des Weltraumschiffes zugewandt, war müde, nicht mehr jung, doch von lebhaftester Kinderneugier erfüllt...

Unten lag, eine Handvoll verstreutes Gold auf schwarzem Samt, das lichterflimmernde Paris. Der Kosmonaut ließ den Blick knapp nach links wandern und war in London, wobei er mit dem Augenwinkel ein schimmerndes Stückchen von Kopenhagen mitnahm. Er lachte und kratzte sich den bereits kahl werdenden Hinterkopf – toll! Gagarin hätte sich nicht den Hinterkopf kratzen können, er war noch im Raumanzug geflogen. Das Fliegen war einfacher geworden. Gagarin hatte sicherlich Angst gehabt. Ein bißchen ängstlich war auch er jetzt, aber nicht so wie beim ersten Raumflug. Gagarin hatte gleichwohl sehr schlicht, so ganz und gar russisch gesagt: „Auf geht's!“ und damit den Kosmos sogleich zu etwas Eigenem, Häuslichem gemacht. Unter all seinen unzähligen Instruktionen war nicht die Anweisung gewesen, dieses Wort zu sagen. Es war ihm ganz von selbst entfahren. Was für ein Gesicht Gagarin hatte ... Dieses Gesicht war selbstverständlich auch ausgesucht worden, doch solch ein Gesicht läßt sich nicht auf irgendwelchen streng geheimen Zeichnungen entwerfen. Gagarins Gesicht schien von der Mutter Erde selber zusammengesetzt worden zu sein, zusammengebaut aus allen ihren Lächeln, die sich wie durch ein Wunder erhalten hatten inmitten von Grienen und Grinsen. Gagarins Gesicht war das in den Kosmos entsandte Lächeln der Erde. Es würde wohl jedem Menschen den Kopf verdrehen, schleppte man ihn wie Gagarin durch vielerlei Länder, begrübe man ihn feierlich unter Blumenbergen und behängte man ihn mit Ordensgirlanden. Das Lächeln von Premierministern, Präsidenten, Königen und Königinnen sah welk aus neben seinem Lächeln.

Der Kosmonaut hatte Gagarin auch mal unfroh gesehen.

„Ich bin müde“, sagte er. „Aber fliegen möchte ich doch ...“

Dieser Anflug von Trauer schimmert durch auf seinen späten Fotos, die schon die Narbe in seinem Gesicht zeigen, über die es soviel

* aus dem Gedicht Lermontows: Der Engel (1831)








Gerede gab, als könnten Spießer Gagarins Gesicht als ihr persönliches Eigentum betrachten. Der Kosmonaut, der mit Gagarin befreundet gewesen war, wußte, wie sehr es diesen manchmal quälte, unaufhörlich erkannt zu werden auf den Straßen, Autogramme geben und in Präsidien sitzen zu müssen. Gagarins berühmtes Gesicht war, unabhängig von seinem Willen, zu einer Trennwand zwischen ihm und dem gewöhnlichen menschlichen Leben geworden. Einmal erzählte er im Kreise der Kosmonauten von einer Reise in ein lateinamerikanisches Land, und da wurde er traurig, und wenn er doch weiterlächelte, dann nach dem Gesetz der Trägheit und recht schutzlos:

„Neben der Regierungstribüne, wo ich geschlagene drei Stunden in der Sonne braten mußte, stand eine kleine Mulattin mit einem Wägelchen und bot Limonade feil. Aus richtigen Limonen. Sie war ungewöhnlich schön, ihre riesengroßen schwarzen Augen nahmen das halbe Gesicht ein. Aber das Erstaunlichste, sie trug ein Hochzeitskleid. Ein Kleid aus lauter Spitzen wie eine Wolke. Bestimmt sehr teuer. Nur kam es mir nicht mehr ganz neu vor. Es war sauber, aber angegilbt und wirkte irgendwie altertümlich. Vielleicht stammte es von ihrer Großmutter, und sie hatte es für den festlichen Anlaß aus der Truhe geholt? Das Mädchen und ich hatten sehr schnell Blickkontakt. Sie deutete mit ihren schwarzen Riesenaugen auf die Limonade, als wollte sie mich zum Kosten auffordern. Aber wie sollte ich von der Tribüne herunterkommen? Das wäre peinlich gewesen, niemand hätte Verständnis gehabt. Neben mir saß unser Botschafter, und die ganze dortige Führung war anwesend. Fotoreporter knipsten. Kaum hatte ich Durst angedeutet, da brachte schon ein junger Soldat einen tragbaren Kühlschrank mit den verschiedensten Getränken angeschleppt. Ich mußte meinen Durst öffentlich auf der Regierungstribüne stillen. Die kleine Mulattin nahm es mit Humor. Sie füllte ein Glas mit Limonade, tat einen Strohhalm hinein und legte das andere Ende an ihre Brust, dabei lachte sie. Ich begriff nicht gleich, doch dann sah ich genauer hin und entdeckte auf ihrem Hochzeitskleid ein Abzeichen mit meinem Bild. Sie hatte statt mir dem Abzeichen ihre Limonade zu trinken gegeben.“

Gagarin beleidigte nie jemanden ohne Not, und wenn es gegen seinen Willen geschah, gab er sich jedesmal Mühe, die Sache wieder einzurenken. Einmal sprach er zu einer Beratung junger Schriftsteller, und in seiner Rede kam vor, daß es einem bekannten Dichter nicht anstehe, sich in seiner Autobiographie mit Unwissenheit über die Entstehung der Elektrizität gebrüstet zu haben. Nach der Veranstaltung nahm ein bejahrter Physiker ihn beiseite und blickte ihn schelmisch an.

„Juri Alexejewitsch, mein Bester, Sie sollten der Menschheit Ihr Wissen um die Entstehung der Elektrizität mitteilen. Ich schlage mich schon fünfzig Jahre lang damit herum und bin kein bißchen weitergekommen. Wenn schon ich mich in diesem Problem verrenne, was wollen Sie da von einem Dichter erwarten? Puschkin hat mal gesagt, die Poesie müsse, verzeih's mir Gott, ein wenig dumm sein. Übrigens haben Sie den Dichter zu unpassender Zeit gescholten ...“

Der Dichter war damals in Ungnade gewesen und hatte soeben ein neues Poem abgeschlossen, dessen Schicksal noch ungewiß war.

Gagarin rief den Dichter an, bat ihn, nicht böse zu sein, und lud ihn ins Sternenstädtchen ein, um dort bei einem Fest der Kosmonauten im April ein Kapitel des Poems vorzutragen. Er wollte ihm helfen, denn die Festveranstaltung im Sternenstädtchen sollte vom Fernsehen landesweit übertragen werden. Während der Veranstaltung saß Gagarin neben einem Natschalnik in der ersten Reihe außen, und von dort war zu sehen, wie der zerraufte Dichter lampenfiebernd auf und ab wanderte, Manuskriptblätter knüllte und vor sich hin murmelte.

„Was macht der denn hier?“ sagte plötzlich angespannt der Natschalnik, der ihn erkannt hatte.

„Wir haben ihn eingeladen, etwas vorzutragen“, antwortete Gagarin.

„Wer hat das sanktioniert?“ fragte der Natschalnik in pfeifendem Flüsterton.

„Ich“, antwortete Gagarin.

Der Natschalnik begab sich dennoch hinter die Bühne. Das rote Ausweisbüchlein tat seine Wirkung. Durchs Programm führte der Mann, der während des Krieges mit Donnerstimme die Einnahme von Städten bekanntgegeben hatte; jetzt warf er das Handtuch und flüsterte dem Dichter zu, sein Auftritt falle aus. Der Dichter erbleichte beleidigt und gedemütigt, riß in der Künstlergarderobe Regenmantel und Schirmmütze vom Haken und stürmte hinaus in den pladdernden Regen. Ohne zu fühlen, wo in seinem Gesicht Regentropfen und wo Tränen waren, setzte er sich ans Lenkrad seines zerkratzten Moskwitsch und brauste mit Höchstgeschwindigkeit davon, auf der nassen Straße einen Aufprall riskierend. Er fuhr fast blind, denn die Scheibenwischer wurden mit dem Regen auf der Windschutzscheibe nicht fertig.

Gagarin stürzte dem Dichter hinterher, aber er kam zu spät. „Sucht ihn. Sucht ihn überall. Er darf jetzt nicht allein bleiben“, sagte er zu den jungen Kosmonauten, unter denen auch der heute nicht mehr junge Kosmonaut war. Sie rasten mit dem Wagen eines bereits aufgetretenen Komponisten hinter ihm her und fanden ihn in der kleinen Bar des Zentralen Schriftstellerklubs, wo er ungekonnt Wodka in sich hineinschüttete, das nicht vorgetragene Poem krampfhaft in den Händen preßte und unaufhaltsam weinte wie ein Kind.

Das war lange her und hätte nicht erinnert zu werden brauchen, aber um den Wert von Gagarins Lächeln zu begreifen, muß man wissen, daß es ihm nicht immer leichtfiel.

Der Text ist – leicht gekürzt – dem im Verlag Volk und Welt erschienenen Roman J. Jewtuschenkos „Beerenreiche Gegenden“ entnommen, den wir als Lektüre empfehlen.

Bild: ADN-ZB

Wassil Bykau

DIE STAFETTE

Er fiel auf die weichgeeggte Krume des Gemüsefeldes, vielleicht nur zehn Schritt von dem splitterzernarbten weißen Häuschen mit dem verunstalteten Schieferdach entfernt, von dem gestrigen „Orientierungspunkt drei".
Zuvor hatte er sich durch die dichte Hecke gearbeitet, in der seit dem frühen Morgen dieses herrlichen Apriltages Bienen summten und schwirrten, hatte sich dabei den Uniformrock zerfetzt, hatte einen raschen Blick zu der gelichteten Kette seiner Soldaten geworfen, die auf die Häuser am Ortsrand zurannten, hatte mit den Händen gefuchtelt und im Geknatter der Schüsse geschrien:
„Mehr links halten, auf die Kirche zu!!!"
Dann war er in die Knie gegangen, hatte mit dem Kopf zugestoßen, als wollte er mit dem Käppi die Luft rammen, hatte seine Pistole fallen lassen und lag nun mit dem Gesicht in der warmen Erdkrume.
Sergeant Lemeschenko war indessen, seine Maschinenpistole schwenkend, müde längs der stachligen, ordentlich beschnittenen grünen Heckenmauer entlanggetrabt und wäre fast über seinen flach daliegenden Zugführer gestolpert. Zunächst wunderte er sich, daß der so ungelegen gestürzt war, dann wurde ihm alles klar. Der Leutnant war für immer erstarrt, seinen blonden Kopf an die lockere Erde geschmiegt, das linke Bein unter dem Rumpf angewinkelt, das rechte gestreckt: mehrere aufgescheuchte Bienen kreisten brummend über seinem unbeweglichen, durchschwitzten Rücken.
Lemeschenko blieb nicht stehen, zuckte nur nervös mit den Lippen, griff das Kommando auf und schrie: „Zug, links halten! Auf die Kirche zu! He, auf die Kirche zu!!!"
Den Schützenzug konnte er jedoch nicht sehen, die zwei Dutzend MPi-Schützen hatten bereits die Hecke, die Gärten, die Gebäude erreicht und waren im Lärm des stürmischer werdenden Angriffs verschwunden. Rechts vom Sergeanten, im Nachbargehöft, huschte hinter dem Staketenzaun das vor Müdigkeit graue Gesicht des MG-Schützen Natushny vorbei, irgendwo hinter ihm zeigte sich und entschwand der blondlockige Tarassow. Die übrigen Soldaten seiner Gruppe waren nicht zu sehen, doch daraus, wie von Zeit zu Zeit ihre Maschinenpistolen knatterten, entnahm Lemeschenko, daß sie irgendwo in der Nähe sein mußten.
Seine Maschinenpistole im Anschlag haltend, lief der Sergeant um das Häuschen herum, seine verstaubten Stiefel knirschten auf Glassplittern und Dachschiefern. In ihm glimmte die Trauer um den gefallenen Kommandeur, dessen Augenblickssorge – die Kette des Schützenzuges zur Kirche zu dirigieren – er wie eine Stafette aufgegriffen hatte. Lemeschenko begriff nicht recht, warum gerade zur Kirche, doch der letzte Befehl des Kommandeurs hatte bereits Kraft erlangt und lenkte ihn in die neue Angriffsrichtung.
Vom Häuschen gelangte er über einen schmalen, mit Betonkacheln ausgelegten Weg zur Gartentür. Hinter dem Zaun erblickte er eine schmale Gasse. Der Sergeant schaute in die eine Richtung, in die andere. Aus den Gehöften kamen die Soldaten herausgerannt und schauten sich ebenfalls um. Da war schon sein Achmetow – er sprang neben dem Transformatorhäuschen heraus, sah sich um, erblickte mitten auf dem Weg den Gruppenführer und lief zu ihm. Irgendwo inmitten der Gärten, der grauen Villen und der Häuschen barst mit furchtbarem Geheul eine Granate.
„Links halten! Auf die Kirche zu!!!" schrie der Sergeant und rannte den Drahtzaun entlang, einen Durchbruch suchend. Vor ihm ragte aus dem Grün der Bäume die Kirchturmspitze in den Himmel, der neue Orientierungspunkt ihrer Angriffsbewegung.
Inzwischen waren in der Gasse einer nach dem anderen die MPi-Schützen angelangt, der kleinwüchsige, ungeschickte MG-Schütze Natushny mit seinen krummen Beinen in Wickelgamaschen tauchte auf; ihm folgte der Neuling Tarassow, der sich seit dem frühen Morgen dicht an den erfahrenen, älteren Soldaten hielt; aus einem anderen Hof kam über den Zaun der schwerfällige Babitsch mit seiner über den Kopf gestülpten Wintermütze geklettert. Konnte sich auch keine bessere Stelle aussuchen, der Tölpel, fluchte der Sergeant in Gedanken, als er sah, wie der zuerst seine Maschinenpistole über den Zaun warf und dann behäbig seinen ungelenken, bärenhaften Körper herüberwälzte.
„Los, mach schon her!" brüllte er, wütend darüber, daß Babitsch, nachdem er seine Maschinenpistole aufgelesen hatte, den Dreck von den Knien abzuklopfen begann. „Schneller!" Die Schützen hatten endlich das Kommando begriffen, suchten sich Durchbrüche und verschwanden hinter den Gartentoren und den Häusern. Lemeschenko kam auf einen recht großen, mit Asphalt ausgelegten Hof, in dem sich irgendein gedrungenes Bauwerk befand, offenbar eine Garage. Dann zeigten sich auch seine Unterstellten – Achmetow, Natushny, Tarassow, als letzter kam Babitsch angezuckelt.
„Der Leutnant ist gefallen!" schrie ihnen der Sergeant zu, sich nach einem Durchbruch umsehend. „Am weißen Haus."
Irgendwo von oben, ganz aus der Nähe, rasselte ein Maschinengewehr, die Kugeln hinterließen frische Spuren auf dem Asphalt. Lemeschenko stürzte in Deckung unter die blinde Betonmauer, die den Hof umgab, ihm hinterher die anderen, nur Achmetow stolperte und griff nach der Feldflasche am Koppel, aus der sich das Wasser in zwei Strahlen ergoß.

„Die Hunde! Wo die nur stecken, die Hitlerbrut ..."
„Aus der Kirche", sagte Natushny, der durch das Geäst zum Kirchturm spähte. Sein mißmutiges, von den Pocken zernarbtes Gesicht zeigte Besorgnis.
Hinter der Garage entdeckten sie eine Pforte mit einem drahtumwickelten Riegel. Der Sergeant zog den Dolch heraus und schnitt mit zwei Bewegungen den Draht durch. Sie stießen die Pforte auf und fanden sich unter schattigen Ulmen eines alten Parks wieder, ließen sich aber sofort fallen. Lemeschenko feuerte aus seiner Maschinenpistole, auch Achmetow und Tarassow ballerten in langen Garben: zwischen den Baumstämmen flitzten zerstreut grüne hagere Gestalten der Feinde umher. In der Nähe, hinter den Bäumen, war ein Platz zu sehen, dahinter erhob sich die nun von nichts mehr verdeckte Kirche, dort rannten und schossen die Deutschen.
Bald aber hatten die Feinde sie entdeckt, nach der ersten MG-Garbe spritzte Splitt von der Betonmauer und bestreute die rissige Rinde der Ulmen. Jetzt galt es weiterzustürmen, auf den Platz und auf die Kirche zu, den Feind zu verfolgen, von ihm nicht abzulassen, ihm auf den Fersen zu bleiben. Doch sie hatten zu wenig Leute. Der Sergeant schaute zur Seite – bis jetzt war niemand mehr zu diesem Park vorgestoßen, die verdammten Gehöfte und Zäune hielten mit ihren Labyrinthen die Leute zurück.
Maschinengewehre feuerten gegen die Mauer, gegen das Schieferdach der Garage, die Soldaten lagen flach auf dem niedrigen Frühjahrsgras und schossen in kurzen Stößen zurück. Natushny schoß die halbe Trommel leer und verstummte: ein Ziel war nicht zu erkennen, die Deutschen hatten sich neben der Kirche verschanzt, ihr Feuer wurde stärker.
Achmetow lag neben dem Sergeanten, schniefte nur, die feinen Nüstern grimmig aufblähend, und blickte ihn an. Na, und was weiter? schien dieser Blick zu fragen, und Lemeschenko wußte, daß auch die anderen ihn anblickten, auf sein Kommando warteten, doch ein Kommando zu geben war nicht so einfach. „Wo ist denn Babitsch?"
Sie waren zu viert, den Sergeanten mitgerechnet: links Natushny, rechts Achmetow und Tarassow, Babitsch jedoch war aus dem Hof noch nicht herausgekommen. Der Sergeant wollte einem der Männer befehlen, nachzusehen, was mit diesem Trottelkerl los sei, doch da tauchten links von ihnen die MPi-Schützen ihres Zuges auf: Sie waren in einem recht dichten Haufen von irgendwo herausgepurzelt und feuerten einmütig in Richtung Platz. Lemeschenko dachte nicht, sondern verspürte eher, daß es Zeit sei, weiter vorzustoßen, auf die Kirche zu, gab ein Winkzeichen, um die Aufmerksamkeit jener auf sich zu lenken, die links von ihm lagen, und stürzte vorwärts. Nach mehreren Schritten ließ er sich unter der Ulme fallen, gab zwei kurze Feuerstöße ab, jemand knallte sich neben ihm dumpf nieder, der Sergeant sah nicht hin, er wußte, daß es Natushny war. Dann sprang er auf und rannte noch einige Meter. Links verstummte das Feuer nicht – das waren seine MPi-Schützen, die in die Tiefe des Parks vordrangen.



Schneller, schneller, pochte in seinem Kopf der Gedanke im Takt. Wenn die Deutschen Zeit gewinnen, sich umschauen und merken, daß es nur wenige MPi-Schützen sind, dann wird es uns schlecht gehen, dann bleiben wir hier stecken ...
Er rannte noch ein paar Schritte und fiel auf die gründlich gekehrte, nach Feuchtigkeit riechende Erde; die Ulmen waren hinter ihnen geblieben, nebenan leuchteten gelb die ersten bescheidenen Frühlingsblumen. Der Park war zu Ende. Weiter vorn, hinter einem grünen Maschendraht, breitete sich der Platz aus, die kleinen Pflastersteine glitzerten in der Sonne. Am anderen Ende des Platzes, neben der Kirche, machten sich die Deutschen zu schaffen.
Wo ist denn der Babitsch? bohrte verbissen der unruhige Gedanke, obwohl ihn jetzt eine noch größere Sorge befiel: Man mußte den Platz überqueren, irgendwie die Kirche angreifen, dies aber schien ihm eine schwierige Sache zu sein.
Die MPi-Schützen kamen, nicht gerade abgestimmt feuernd, unter den Bäumen hervor und rannten bis zum Drahtzaun. Weiter kamen sie nicht, und der Sergeant machte sich große Sorgen, wie aus diesem drahtumsäumten Park herauszukommen sei. Schließlich hatte er eine Art Erleuchtung, er zerrte die Handgranate aus der Tasche und drehte sich um, damit die anderen seinen Befehl hörten. In diesem Dröhnen einen Befehl schreien? Das einzig mögliche Kommando konnte hier nur das eigene Beispiel sein, die



unmißverständliche Weisung des Kommandeurs: Handle wie ich! Lemeschenko riß den Sicherungssplint heraus und warf die Handgranate unter den Maschendrahtzaun.
Der entstandene Durchbruch war klein und unförmig. Der Sergeant zwängte sich durch das Loch, riß sich dabei an der Schulter die Uniformbluse auf und schaute sich um: ihm folgte gebückt Achmetow. Natushny erhob sich mit seinem Maschinengewehr; daneben explodierten die Handgranaten der anderen. Nun stürmte er, ohne sich aufhalten zu lassen, aus aller Kraft vorwärts.
Plötzlich geschah etwas Unverständliches. Der Platz kippte, bäumte sich an einem Ende auf und schlug ihm schmerzhaft gegen Hüfte und Gesicht. Er fühlte, wie seine Medaillen kurz und hell gegen die harten Steine klirrten, ganz in der Nähe, unmittelbar vor dem Gesicht, spritzten Tropfen irgendwessen Blutes auf und erstarrten im Staub. Dann drehte er sich auf die Seite, mit dem ganzen Körper die unnachgiebige Härte der Steine empfindend, von irgendwo aus dem blauen Himmel schauten ihn die erschrockenen Augen Achmetows an, verschwanden aber sofort. Noch eine Zeit hörte er durch das Prasseln der Schüsse gepreßte Atemzüge neben sich, dröhnendes Stampfen von Füßen, dann aber zog das alles weiter zur Kirche, wo pausenlos Schüsse peitschten.
Wo ist Babitsch? flammte wieder der vergessene Gedanke auf, und die Sorge um das Schicksal des Schützenzuges zwang ihn, sich anzuspannen, sich zu bewegen. Was ist das nur? bohrte die stumme Frage. Gefallen, gefallen, sprach jemand in ihm, und es war nicht herauszufinden, betraf das nun Babitsch oder betraf das ihn selbst. Er verstand, daß ihm etwas Schlimmes widerfahren war, aber Schmerz fühlte er nicht, nur die Müdigkeit ließ den Körper erstarren, und Nebel verschleierte die Augen, beraubte ihn der Möglichkeit zu sehen, ob der Angriff gelungen war.
Nach einem kurzen Bewußtseinsschwund kam er wieder zu sich und erblickte den Himmel, der sonderbarerweise unten lag, als spiegelte er sich in einem riesigen See, und von oben lastete auf seinem Rücken der Platz mit vereinzelten Körpern am Kleinpflaster klebender Soldaten.
Er drehte sich um, bemüht, einen von den Lebenden zu erblicken – der Himmel und der Platz schwankten, als sie aber zum Stehen kamen, erkannte er die Kirche, die nun ohne ihn angegriffen worden war. Dort waren keine Schüsse mehr zu hören, doch aus dem Tor kamen aus irgendeinem Grund MPi-Schützen heraus und rannten um die Ecke. Der Sergeant reckte den Kopf und schaute genau hin, bemüht, Natushny oder Achmetow zu sehen, doch sie kamen nicht, dafür erblickte er den allen voran rennenden Neuling Tarassow. Gebückt überquerte dieser junge Soldat geschickt die Straße, dann blieb er stehen, winkte entschlossen jemandem zu: „Hierher, hierher!" und entzog sich den Blicken, klein und schmächtig vor dem emporragenden Bauwerk der Kirche.
Ihm folgten die Soldaten, nun war der Platz leer. Dann atmete der Sergeant das letztemal auf und verstummte irgendwie auf einmal und für immer.
Zum Sieg waren andere gekommen ...

Aus der Zeitschrift „Sowjetliteratur". Ins Deutsche übertragen von Bernd Steier.

Illustration: Karl Fischer

Heinz Zander, Budjonnyreiter, Öl, 1985

Sie kommen herangeflogen auf schnellen Pferden und mit Tatschankas. Ihr Säbel blitzt, und die Hiebe sitzen. Über ihnen weht die rote Fahne, das Banner der Revolution. An den Mützen mit ihren Ohrklappen, mit Schild und hochgezogener Spitze prangt der fünfzackige rote Stern. Budjonnys Reiterarmee gehört zu den Legenden unseres Jahrhunderts, auch er selbst wird unvergessen bleiben.

Semjon Michailowitsch Budjonny war ein Sohn armer Bauern, 1883 im Gebiet Rostow geboren. Während des ersten Weltkrieges diente er als Unteroffizier in einem Kavallerieregiment, aber bereits 1917 nahm er an den revolutionären Bewegungen teil. Im Bürgerkrieg befehligte er größere Kavallerieverbände und schlug mit seiner I. Roten Reiterarmee Konterrevolutionäre und Interventen.

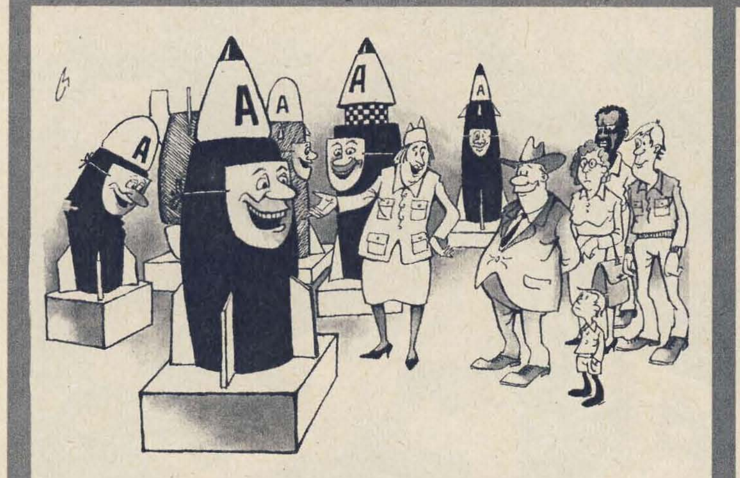
Budjonny hatte später in der Regierung und Parteiführung des ersten Arbeiter-und-Bauern-Staates der Welt bis zu seinem Tode leitende Funktionen inne. Während des Großen Vaterländischen Krieges war er unter anderem Oberbefehlshaber der Südwest-Front, später der Nordkaukasus-Front. Seit 1943 kommandierte er die Kavallerie der Sowjetarmee. Mir sind Bilder in Erinnerung, die ihn bis ins hohe Alter mit leuchtenden, warmherzigen Augen und einem lustigen, verwegenen Schnurrbart zeigen. Kinder lieben noch heute die allseits bekannten Budjonny-Mützen. Er selbst ist zu einer Symbolfigur der Revolution und ihrer Verteidigung geworden.

Budjonny zu Ehren gab die Politische Hauptverwaltung der Nationalen Volksarmee ein Wandbild bei dem Leipziger Maler Heinz Zander in Auftrag. Diesen Künstler haben schon immer symbolhafte Darstellungen großer gesellschaftlicher Umbruchsituationen interessiert und die Bewährung von Menschen unterschiedlicher Herkunft in ihnen. Erinnert sei nur an sein Bauernkriegstriptychon, auf dem er sowohl die entscheidende Schlacht und den Kampf der einfachen Bauern zeigt als auch die Erscheinungen des geistigen Überbaus: Er gestaltete Thomas Müntzer als geistigen Organisator und praktischen Führer der gesamten Bewegung sowie der direkten militärischen Auseinandersetzung, zugleich aber auch die Künstler Albrecht Dürer und Tilman Riemenschneider, die in der Zeit der frühbürgerlichen Revolution ihre ganz persönlichen Entscheidungen treffen mußten. So vielschichtig ist das Budjonny-Bild nicht. Es zeigt weniger geistige und individuelle Auseinandersetzung. Gemalt ist ein Augenblick des Angriffs, bei dem die Reiter im Sturm den Feind besiegen. Die Pferde scheinen zu fliegen und tragen die Reiter nach vorn. Hinreißend sind Kraft und Bewegung der Pferde gemalt. Es sind starke, schwere und dennoch äußerst bewegliche Tiere, die ihren Reitern gehorchen. Sie werden zum Fanal der Revolution. Selten sind sie in der bildenden Kunst mit diesem Symbolgehalt verwendet worden. Eigentlich ist dieser revolutionäre Bezug nur bei anderen Budjonnyreiter-Darstellungen wie zum Beispiel bei Mitrofan Borissowitsch Grekow, dem sowjetischen Schlachtenmaler, zu finden.

Heinz Zander, der sich in seinem Schaffen stets mit der Kunst alter Meister auseinandersetzte, hat offensichtlich zu diesem Werk intensiv Reiterdarstellungen des 17. und 18. Jahrhunderts, u. a. von Diego Velásquez, Peter Paul Rubens und Anthonis van Dyck, studiert. Bei ihnen dienten gewaltige Körper der Pferde, wallende Mähnen und Schweife vor allem der Darstellung der Macht der Feudalherren. Die Dynamik der Aktion und den majestätischen Eindruck, den Pferd und Reiter bieten, hat Heinz Zander übernommen, ihnen aber einen anderen Sinngehalt gegeben. Zusammen mit Sowjetstern und roter Fahne brausen im Sturmwind die Sieger der Revolution heran. Der dargestellte Augenblick der unmittelbaren Auseinandersetzung mit der Waffe wird zum Symbolträger für eine junge, energievolle, starke und unbesiegbare Armee.

Text: Dr. Sabine Längert
Reproduktion: Peter Hein





Ein Vorschlag und ein Museum

Der Vorschlag kommt aus der UdSSR, das Museum steht in den USA. So gesehen hat beides nichts miteinander zu tun. Aber – und das ist das Gemeinsame – in beiden Fällen geht es um Atomwaffen.
Ein Museum und Atomwaffen? Gibt es so etwas überhaupt? Das ist doch unmöglich. Nein. In den USA ist nichts unmöglich – nicht einmal diese ungeheuerliche Tatsache. Am Rande der Stadt Albuquerque (USA-Bundesstaat New Mexico) steht eine ehemalige Lagerhalle, 150 m lang, 50 m breit und 10 m hoch: das „National Atom Museum". Im Inneren befinden sich in einem großen, schwarz ausstaffierten (!) Raum die rund 30 Ausstellungsstücke – verschiedene Atom- und Wasserstoffbomben ... Aber nicht etwa Attrappen, sondern reale Bombenkörper, Prototypen und sogar der verbeulte Metallmantel einer Wasserstoffbombe, die 1966 beim Absturz eines B-52-Bombers bei Palomares (Spanien) auf fremdem Territorium aufschlug, aber glücklicherweise nicht detonierte, da die letzte Sicherungsplombe nicht herausgesprungen war. Der größte Teil der „Exponate" ist nur rund 100 km weiter nördlich entwickelt worden: im USA-Atomforschungszentrum Los Alamos. Dort, wo vor über 40 Jahren die erste Massenvernichtungswaffe der Menschheit erdacht worden ist. Zweifellos eine technische Glanzleistung. Sie hat aber nicht nur die Tür in das sogenannte Atomzeitalter aufgestoßen – sie hat auch, und das ist das Entscheidende, eine völlig neue Bedrohung der Menschheit eingeleitet.
Heute ist dieser Umstand mehr denn je eine politische Herausforderung an jeden vernünftig denkenden Menschen. Wie man sich ihr stellen muß, das zeigt der Vorschlag aus der UdSSR. Und genau dies ist auch die untrennbare Verbindung der beiden grundverschiedenen Dinge. Der neue sowjetische Vorschlag ist – und darin liegt seine besondere Bedeutung – ein solch komplexes Abrüstungsprogramm, wie es noch nie zuvor von einem Staat vorgeschlagen worden ist! Bis zum Jahre 2000 sollen danach alle Atomwaffen abgeschafft sein – und damit eine der ernsthaftesten Bedrohungen für die gesamte Menschheit der Vergangenheit angehören. Wenn, ja wenn sich alle kernwaffenbesitzenden Staaten dem Vorschlag anschließen. Allen voran natürlich die USA als imperialistische Führungsmacht. Weg mit allen Kernwaffen! Also auch mit denen im Atom-Museum von Albuquerque. Und weg mit solch einer Denkweise, wie sie von der Direktorin dieses „Parkplatzes der Hölle" (so eine BRD-Illustrierte) geäußert wurde: „Die Bomben im Museum zu sehen, macht sie gleichsam ‚normal', nicht wahr?" Unnormale Ansichten und normale Vorschläge – da muß über kurz oder lang der Verstand siegen ...
R. R.

AR International

● **Umgegliedert** zur neuen „Artilleriestruktur 85" werden seit Oktober vergangenen Jahres die Artillerietruppen der Bundeswehr. Damit werden Gliederung und Einsatzgrundsätze dieser Waffengattung, die bisher nach der sogenannten Heeresstruktur vier ausgerichtet ist, parallel zur Einführung neuer Waffensysteme modifiziert. Besonders auf Divisionsebene soll die Feuerkraft verstärkt werden, wobei der Schwerpunkt der Feuerunterstützung künftig beim Artillerieregiment der Division liegen soll. Sein Feldartilleriebataillon wird – so die BRD-Nachrichtenagentur DPA – nach Auflösung der Korpsbataillone durch zwölf weitere sogenannte leistungsgesteigerte Panzerhaubitzen M 110 A2 auf insgesamt 36 verstärkt. Verdoppelt wird sogar sein Raketenartilleriebataillon, denn zu zwei Batterien LARS (Leichtes Artillerie-Raketen-System) zu je acht Raketenwerfern kommen ab 1988 weitere 16 MARS (Mittleres Artillerie-Raketen-System) hinzu. Insgesamt muß eingeschätzt werden, daß mit dem Übergang zur „Artilleriestruktur 85" und der damit verbundenen Zuführung weitreichender Geschütze und Raketenwerfer Schlagkraft und Aggressionsfähigkeit der Bundeswehr weiter zunehmen werden. Die „Artilleriestruktur 85", die auch Maßnahmen zur effektiveren Führung von Kampfhandlungen einschließt, bedeutet einen weiteren Schritt zur praktischen Umsetzung des offensiven NATO-Konzepts vom „Angriff auf die nachfolgenden Kräfte" des Warschauer Vertrages (FOFA) in den Artillerietruppen der Bundeswehr.

● **Stationiert** ist auf dem Luftwaffenstützpunkt Alconbury in Großbritannien eine besondere Staffel der USA-Luftwaffe – die „4. Aggressor-Staffel". Sie umfaßt laut USA-Militärzeitung „The Stars and Stripes" 23 Piloten und etwa ein Dutzend speziell hergerichteter Maschinen, „die den Tarnanstrich des Warschauer Vertrages und rote Sterne tragen". Die Piloten für diese Staffel müssen wenigstens 500 Flugstunden aufweisen; sie erhalten nach bestandenem Eignungstest eine Spezialausbildung, in die auch ein „Kursus über sowjetisches Bewußtsein" integriert ist. Das antikommunistische, ja gera-

dezu kriegshetzerische Wesen dieser USA-Staffel tritt offen zutage, wenn man sich folgende Aussage eines der „Aggressor"-Piloten vergegenwärtigt: „Sie sind das beste Mittel, ihnen (den auszubildenden Piloten der USA-Luftwaffe – d. A.) die beste Bedrohungssimulation zu geben. Wenn sie uns schlagen, können sie jedermann vernichten."

● **Ausgegeben** hat Israel rund 60 Milliarden Dollar für die militärische Aufrüstung des Landes allein in den Jahren von 1973 bis 1984. Zusätzlich zu dieser – offiziell genannten – Summe verbergen sich nach Aussagen der israelischen Zeitung „Jerusalem Post" noch beträchtliche Gelder in den Budgets anderer Ministerien. Dem Blatt zufolge würden viele der hoffnungslos verschuldeten Krankenhäuser Israels unmittelbar vor dem Kollaps stehen. In einem Artikel über die katastrophale Lage im Gesundheitswesen wird unter anderem mitgeteilt, daß einige Krankenhäuser Kleinkinder nur noch „mit erbettelter Milch" versorgen könnten. Besonders extrem sei die medizinische Versorgung im staatlichen Rambam-Krankenhaus von Haifa, in dem wirksame Hilfe nur noch in Fällen akuter Lebensgefahr gewährleistet werden könnte! Was das Blatt allerdings nicht vermeldete, ist der Umstand, daß sich hier besonders deutlich der direkte Zusammenhang zwischen immens übersteigerten Rüstungsausgaben auf der einen Seite sowie sozialer Demontage auf der anderen Seite zeigt.

● **Übersteigen** würde die Rüstungsproduktion aller NATO-Staaten um nahezu 30 Prozent den Bedarf ihrer eigenen Streitkräfte, geht aus einer Studie über den Waffenexport dieser Länder hervor, die von der vom BRD-Kanzleramt finanzierten „Stiftung Wissenschaft und Politik" erstellt worden ist. Daß diese „Überschußproduktion" militärischer Güter und Ausrüstungen dennoch abgesetzt werden könnte, läge daran, daß sich nicht nur die NATO-Staaten untereinander, sondern auch die Rüstungsfirmen selbst Konkurrenz machen würden. Folge dieses maßlosen Drangs nach Maximalprofit: Es gibt Doppelentwicklungen sowie die unterschiedlichsten, nicht miteinander zu vereinbarenden Waffensysteme im Bereich der NATO. Ein Beispiel dieser mangelnden Standardisierung: acht Firmen in sechs Ländern produzieren Luft-Luft-Raketen.

● **Geführt** hat der neue britische Verteidigungsminister Younger laut Aussagen der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" im Krieg gegen die KDVR einen Zug des schottischen Eliteregiments der „Argyll and Sutherlands Highlander". Neben USA-, südkoreanischen und Truppen anderer NATO-Staaten hatten sich auch britische Kontingente beteiligt.



Das sind einige der rund 20000 USA-Soldaten, die am Manöver „Reforger 86" im Januar teilnahmen. Bei der großangelegten Überführungsübung von den USA in die BRD wurde die Luftverlegung über den Atlantik geprobt. Zum zweiten Mal unter Winterbedingungen stattfindend, sollte „Reforger 86" laut Admiral Crowe, dem Vorsitzenden der Vereinten Stabschefs der USA-Streitkräfte, „einen qualitativen Sprung nach vorn" darstellen. Grund: 30 Prozent der beteiligten USA-Soldaten kamen von der Nationalgarde und von Reserveeinheiten aus 27 USA-Bundesstaaten.



In einem Satz

Die BRD ist seit dem 9. Januar 1986 das jüngste Stationierungsland für USA-Marschflugkörper; nach Angaben von DPA seien in Wünschheim (Rheinland-Pfalz) die ersten der vorgesehenen 96 Marschflugkörper eingetroffen.

In den USA begeht nach Aussagen einer Studie der Bildungskommission der Bundesstaaten alle 90 Sekunden ein Jugendlicher Selbstmord.

Über der BRD fliegen die Luftstreitkräfte der NATO-Staaten jährlich 580000 Einsätze, davon 111000 im Tiefflugbereich.

In Afghanistan werden die konterrevolutionären Banden laut Angaben der USA-Zeitschrift „Time" im laufenden Finanzjahr der USA mit 470 Millionen Dollar heimlich unterstützt; bisher war diese USA-Hilfe auf rund 250 Millionen Dollar geschätzt worden.

In Spanien hat sich die Abgeordnetenkammer mit 278 gegen 9 Stimmen für den Verbleib des Landes in der NATO ausgesprochen.

In der BRD darf eine Abbildung des Dichters Georg Büchner, der als Wegbereiter demokratischer und sozialistischer Ideen von der Polizei des österreichischen Metternich-Regimes verfolgt worden war, anläßlich seines 150. Todestages im Jahre 1987 nicht auf einer Sonderbriefmarke der Bundespost erscheinen.

Aus 105 Ländern sollen nach Aussagen der USA-Nachrichtenagentur AP Angehörige der Fremdenlegion kommen; die meisten Bewerber hätten nach Meinung des Sprechers der Legion, Oberstleutnant Chiaroni, den Eindruck, daß sie „irgendwie nicht in die Gesellschaft passen" würden.

Redaktion: Rainer Ruthe
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv



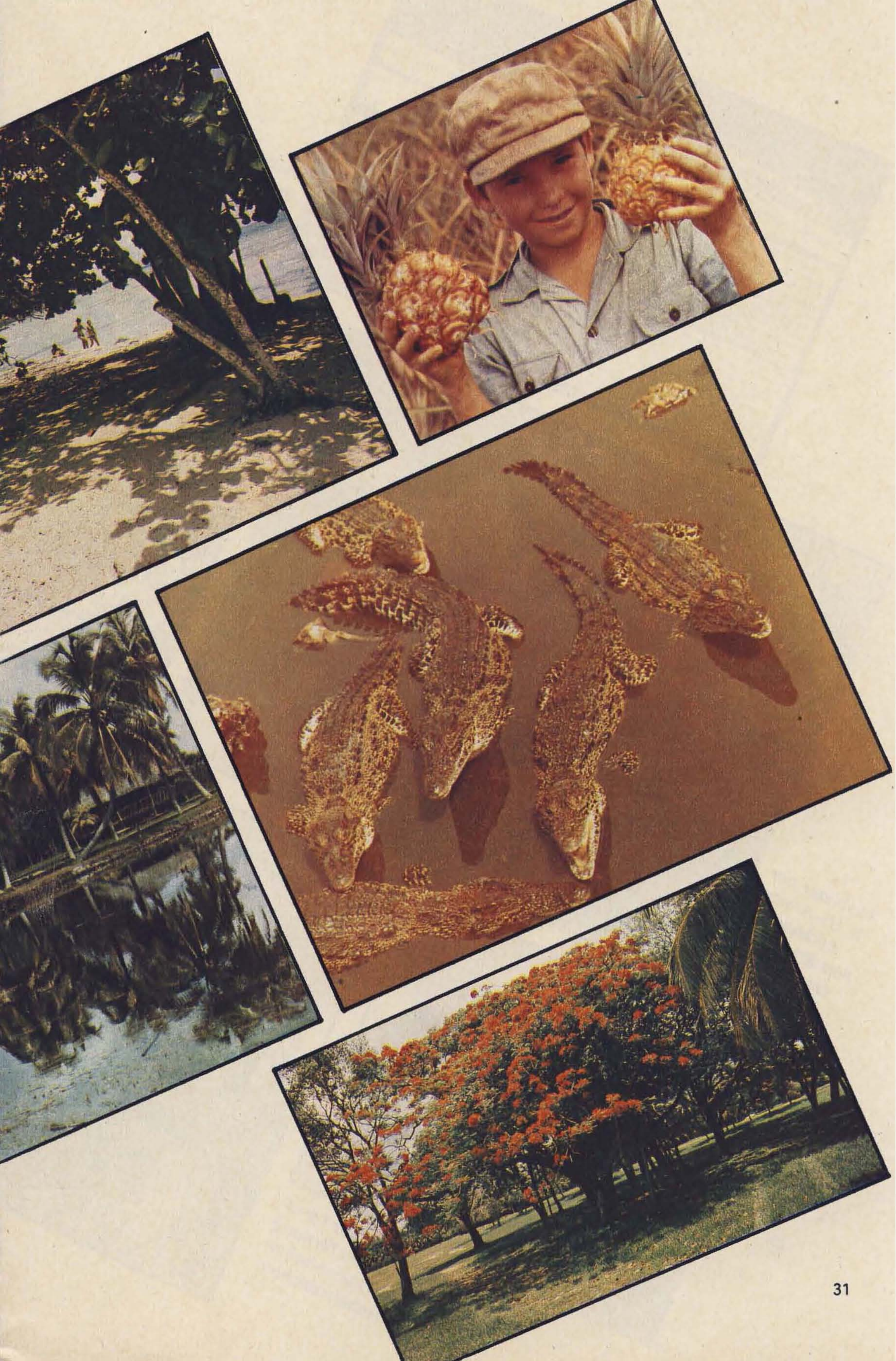
Reisen bildet, so sagt man. Das eigene Erleben, das Kennenlernen der Menschen des anderen Landes, ihrer Kultur und ihrer Arbeit macht manches, was wir durch Fernsehen oder Zeitung längst erfahren haben, plötzlich für uns persönlich bedeutsam. Das beweisen auch immer wieder die Leserzuschriften. Aus einem dieser Briefe bringen wir nachfolgend, redaktionell geringfügig bearbeitet, einige Auszüge.

Ausflug in die Playa Giron

Mein Name ist Peter Bergner. Ich wohne in Altenburg, bin 25 Jahre alt und von Beruf Bergmann. Seit vielen Jahren gehöre ich zu den Lesern der „Armeerundschau". Besonders gefiel mir der Bericht im Juniheft des vergangenen Jahres über die kubanische Bruderzeitschrift „verde olivo". Beim III. Treffen der Freundschaft der Jugend Kubas und der DDR in Cienfuegos konnte ich das lateinamerikanische Land und seine prächtigen Menschen kennenlernen. Am tiefsten beeindruckt hat mich ein Ausflug zur Playa Giron an der Bahia de Cochinos – der Schweinebucht – und der Besuch des dortigen Museo de Giron. Diese Tagesfahrt war für alle Beteiligten ein Ausflug in die Geschichte.

An der Küstenstraße fuhren wir an großen Plantagen vorüber, erfuhren, daß die Zitrusbäume durch ein unterirdisches Leitungssystem und elektrische Pumpstationen mit Süßwasser versorgt werden. Ab und zu kamen wir an freundlichen Dörfern vorbei, denen man es genau wie der Straße ansah, daß sie erst nach der Revolution erbaut worden sind. Vorher gab es in dieser Region nur steinübersäte Brachländereien und Sümpfe. Heute würde nichts mehr an diese Vergangenheit erinnern, wären da nicht immer wieder Hinweise auf unser Reiseziel am Straßenrand – Wegweiser mit der Aufschrift „Victoria Giron". Victoria heißt Sieg. Im Museo de Giron konnten wir viele Sachzeugen für den Sieg des kubanischen Volkes über seine imperialistischen Widersacher im Norden sehen. Ein Film vermittelte uns einiges von dem, was vor 25 Jahren, damals als ich gerade erst geboren war, hier in der Schweinebucht geschehen ist ...

Langfristig haben die aggressivsten Kräfte in den USA den „Tag D" vorbereitet. Die „Operation Pluto" soll im ersten sozialistischen Staat auf





Frankfurter Rundschau

Amerikanische Berater leiten Vorbereitungen für eine Invasion auf Cuba

NEW YORK, 11. Januar. In Kreisen der Vereinten Nationen und selbst in Delegationen mit Washington befreundeter UN-Mitgliedstaaten herrscht große Bestürzung darüber, daß die USA trotz ihres Dementis im Sicherheitsrat offiziell Invasionsvorbereitungen von castro-feindlichen Gruppen in Miami und besonders in Guatemala mit finanziellen und militärischen Mitteln unterstützen.

Seit Monaten worden, wie nunmehr eindeutig feststeht und wie bereits kurz berichtet, in Guatemala fieberhafte Vorbereitungen cubanischer Kräfte unter militärischer Anleitung amerikanischer Offiziere und Guerillaexperten für eine Invasion auf Cuba getroffen. Der geheimgehaltene Flugplatz von Rethaluleu ist in der Hauptsache mit Hilfe amerikanischer Firmen und Gelder gebaut worden.

Drei Sammellager für Freiwillige, die wöchentlich nach Guatemala zur weiteren Ausbildung geflogen werden, befinden sich auch in Miami im US-Staat Florida.

Führender Mann, der auch direkt mit dem amerikanischen Geheimdienst und Konzernen in Verbindung steht, ist der frühere Ministerpräsident de Varona. Er residiert in einem Schloß in Miami.

Amerikaner mit offizieller Billigung Washingtons alle erdenklichen Aggressionsabsichten aktiv unterstützen und daß daran gedacht ist, Castro durch eine militärische Aktion zu stürzen.

Bombenangriffe auf alle größeren kubanischen Städte gingen der Invasion voraus. Hier ein zerstörtes Warenhaus in Havanna.

Ausbilder der 8. US-Armee bildeten in Fort Bragg internationale Terroristen aus.

Schicksal der Terroristen – trotz Tarnung mit dem kubanischen Hoheitszeichen.



dem amerikanischen Kontinent die alten Ausbeutungsverhältnisse wiederherstellen.

Am 17. April des Jahres 1961 tauchen Froschmänner in US-amerikanischen Taucheranzügen an der steinigen Küste der Bahia Cochinas auf. Schwarzgestrichene Landungsboote bringen vom nahen Florida schwerbewaffnete Konterrevolutionäre, Panzer und Geschütze zur Schweinebucht. Flugzeuge, mit kubanischen Kennzeichen getarnt, werfen ihre Bombenlast auf friedliche Dörfer und Städte. Mit Maschinengewehren schießen die Piloten auf wehrlose Menschen.

Fünf Milizionäre versehen in der Schweinebucht den Dienst. Sie schießen, bis ihnen die Munition ausgeht, halten den Schwur der Revolution: Patria o muerte! – Vaterland oder Tod! Ein alarmiertes Milizbataillon kann die ungefähr 1 500 Mann starke Söldnertruppe nicht zurückwerfen. In Washington und auf Florida wird bereits mit Sekt der Sieg der Konterrevolution gefeiert.

In diesen schweren Stunden bekennt sich das kubanische Volk zu seiner Revolution. Hunderttausende Männer und Frauen melden sich freiwillig zu den bewaffneten Kräften. Schon in den Morgenstunden des 18. April greifen Einheiten der Revolutionsarmee in den Kampf ein. Jetzt, wo die fremden Abenteurer nicht mehr den Wehrlosen gegenüberstehen, erweisen sie sich als das, was sie in Wirklichkeit immer sind – als feige Kreaturen.

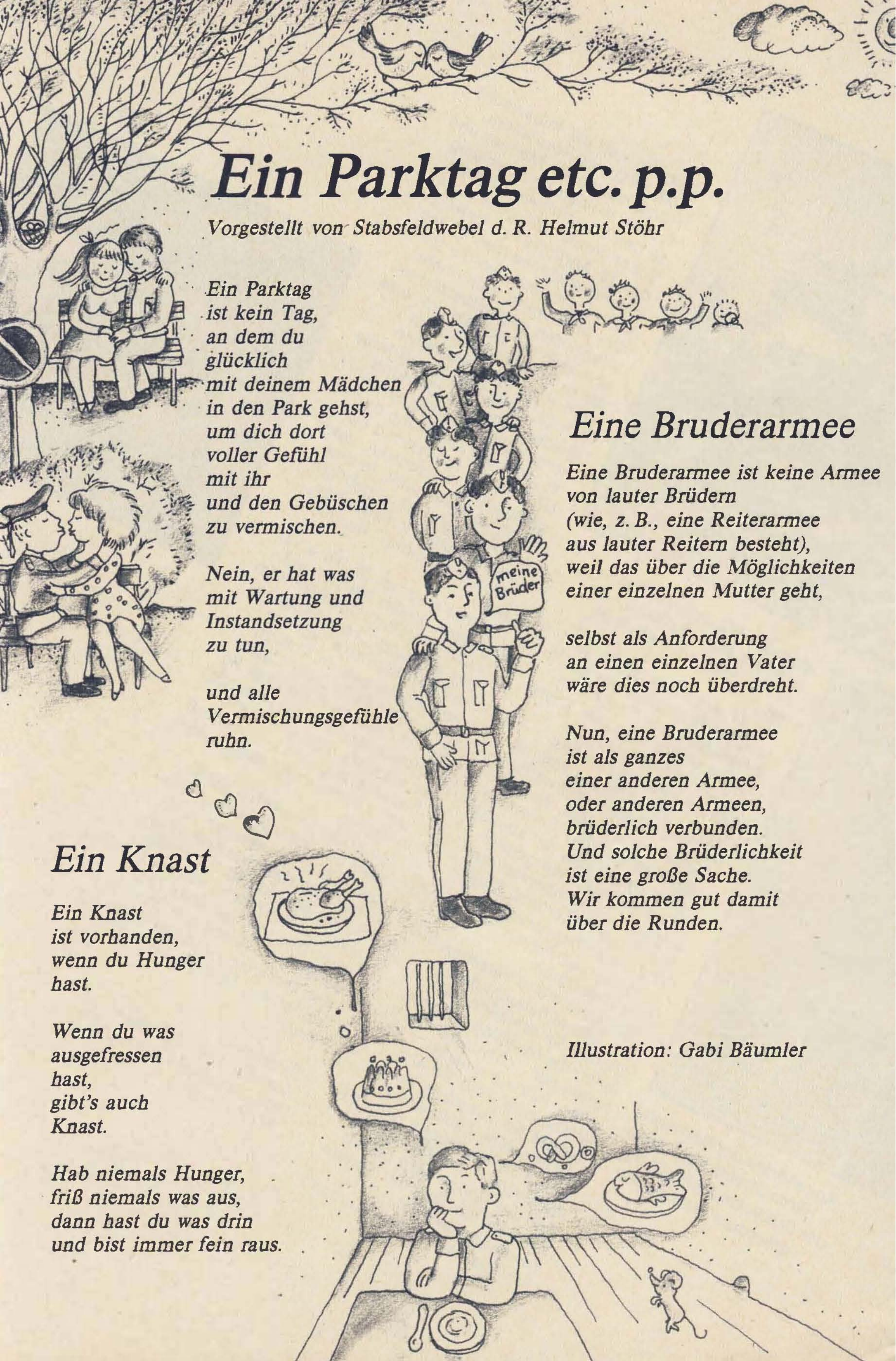
Am 20. April 1961 ist auf Kuba wieder Ruhe und Ordnung hergestellt. 62 Millionen Dollar zahlt die Regierung der USA für die Freilassung der gefangenen Terroristen, zeigt damit vor aller Welt, in wessen Auftrag diese angeblich unabhängigen kubanischen „Freiheitskämpfer" handelten.

Seither sind nur 25 Jahre vergangen. Vieles hat sich auf Kuba geändert. Der Reichtum des einstigen „Ferienparadieses für Millionäre" kommt heute dem ganzen Volk zugute. So wie es Fidel Castro sofort nach dem Sieg der Revolution demonstriert hat, als er als erste Maßnahme der Bodenreform den Grundbesitz seiner Familie an Landarbeiter verteilte.

Die Kubaner werden voller Stolz den Jahrestag ihres Sieges feiern. Sie werden auch weiterhin stets wachsam sein, davon konnten wir uns während unserer Reise überzeugen. Uns trennen zwar Tausende von Kilometern, aber in den Gedanken und Gefühlen stehen wir Seite an Seite mit ihnen.

Redaktion:
Major Volker Schubert
Bild: Manfred Uhlenhut (7),
ADN/ZB (5)

Angehörige der Revolutionären Streitkräfte, die in der Schweinebucht die Aggressoren zerschlugen.



Ein Parktag etc. p.p.

Vorgestellt von Stabsfeldwebel d. R. Helmut Stöhr

Ein Parktag
ist kein Tag,
an dem du
glücklich
mit deinem Mädchen
in den Park gehst,
um dich dort
voller Gefühl
mit ihr
und den Gebüschen
zu vermischen.

Nein, er hat was
mit Wartung und
Instandsetzung
zu tun,

und alle
Vermischungsgefühle
ruhn.

Eine Bruderarmee

Eine Bruderarmee ist keine Armee
von lauter Brüdern
(wie, z. B., eine Reiterarmee
aus lauter Reitern besteht),
weil das über die Möglichkeiten
einer einzelnen Mutter geht,

selbst als Anforderung
an einen einzelnen Vater
wäre dies noch überdreht.

Nun, eine Bruderarmee
ist als ganzes
einer anderen Armee,
oder anderen Armeen,
brüderlich verbunden.
Und solche Brüderlichkeit
ist eine große Sache.
Wir kommen gut damit
über die Runden.

Ein Knast

Ein Knast
ist vorhanden,
wenn du Hunger
hast.

Wenn du was
ausgefressen
hast,
gibt's auch
Knast.

Hab niemals Hunger,
friß niemals was aus,
dann hast du was drin
und bist immer fein raus.

Illustration: Gabi Bäumler

Risikobereitschaft

Risikobereitschaft ist
'ne nützliche Erscheinung.
Wer risikobereit ist, der
hat Mumm und hat 'ne Meinung.

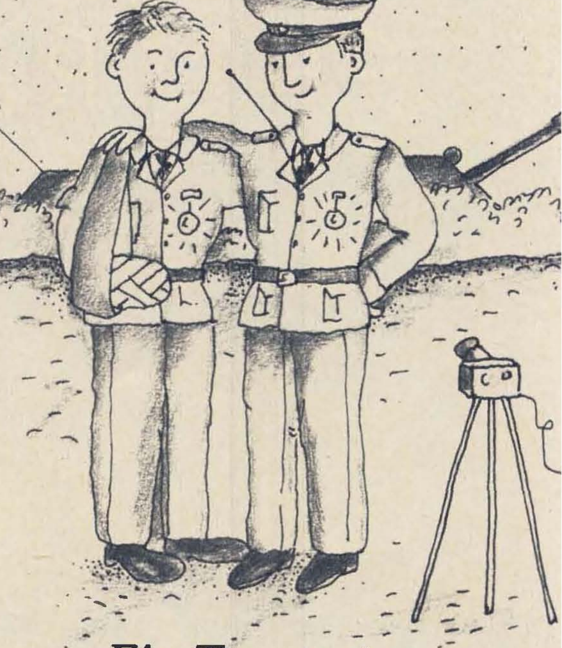
Risikobereit, da kannste
manchmal schön wat retten,
oder läßt dir, klapptet nich,
ooch schön eene verplätten.

Risikobereit, da haste
wirklich keen Berater,
da biste ganz dein eijner Chef,
dein Opa und dein Vater.

Risikobereit bedenkste
möglichst alle Seiten,
aber hinterher jibt's immer
noch zwei Möglichkeiten.

Entweder
sie feiern dir ganz groß,
oder 's jeht allet nach hinten los.
Entweder
du hast 'n Orden dran,
oder
du roochst dir 'ne Piepe an.
Und trotzdem paßt du
risikobereit
jenau in unsre Welt
und in unsre Zeit.





Ein Tagessatz

Ein Tagessatz ist kein Satz
aus einem Tagesbefehl
oder der eines Wortkargen,
der jeden Tag nur einen spricht.
Nein, das ist er nicht!

Er ist auch nicht das, was
von einem Tag übrigbleibt
wie, z. B., der Kaffeesatz
vom Kaffee.
Nee!

Wer nun vermutet, ein Tagessatz
ist der beste Sprung bei einem
über einen Tag hingehenden
sportlichen Ausscheid,
der tut mir leid!

Ein richtiger Tagessatz
berührt uns alle Tage,
er bestimmt die Größe
des Koteletts
und gehört zur Magenfrage.

Mensch oder Rechner?

Artilleriewaffenleittechniker Meister Schmidt (im Bild rechts) und Artilleriewaffenleitgast Stabsmatrose Schliewe in der Feuerleitzentrale. Mit dieser Waffenleitanlage können See-, Luft- und Küstenziele über Funkmeß, aber auch mit Fernsehkamera aufgefaßt, begleitet und eingemessen werden.
Bild außen: Auf dem See- und Luftlageplanschett im Befehlsstand Artillerie werden die „gegnerischen" Ziele eingetragen.



Der sei blind und stur, behauptet der Kommandeur des Artilleriegefechtsabschnittes auf dem Landungsschiff „Cottbus". Weiter kann sich Leutnant Altenburg nicht erklären. Ein 30 Sekunden langer Dauerton schrillt durch die Decks der „Cottbus" – Gefechtsalarm!

Alles hastet auf die Gefechtsstationen, der Leutnant zu seinem Befehlsstand Artillerie. Die „Cottbus" nähert sich der Küste. Mit ihren Waffen muß sie den sich verteidigenden „Gegner" niederhalten. Dazu befiehlt ihr Kommandant: „Werfer klarmachen zur Bekämpfung von Artillerie in offener Feldstellung ...!"

Sowohl der Werferleitoffizier als auch der Befehlsstand I (Gefechtsabschnitt Navigation) erhalten im weiteren von Kapitänleutnant Spreer die Zeit der Feuereröffnung, Angaben über den schießenden Werfer, das zu ladende Rohrpaket sowie das Feuerregime, den Gefechtskurs, die eigene Geschwindigkeit und die Anfangsschußpeilung. Theoretisch haben nun das Artilleriepersonal und die Steuerleute alles zum Schießen Nötige.

Wie die Artilleristen an Land, fahren auch die Seeleute mit ihren Werfern in eine „Feuerstellung" – auf eine Feuerposition. Nur mit dem beträchtlichen Unterschied, daß sich ihre Werfer nicht auf dem eingemessenen Punkt abstellen lassen. „Feuerstellung" der Werfer bleibt das sich bewegende Schiff. Die Feuerposition wird es nur für einen Moment innehaben. Wie sollten



sonst die Truppen, die ein Landungsschiff mitführt, ans Ufer?

Während der Fahrt dorthin werden die Werfer gerichtet und geladen. Doch die Fortbewegung des Schiffes verändert ständig die nach der Anfangsschußpeilung errechneten Werfereinrichtwinkel der Seite und der Höhe. Einfluß nehmen darauf auch die aktive und passive Windgeschwindigkeit (die des eigentlichen Windes und die des Fahrtwindes) sowie die Stampf- und Schlingerbewegungen des Schiffes. Alles zusammen verlangt fortlaufendes Richten der Werfer.

Müßte dazu jede Berechnung, jeder Handgriff von den Artilleristen ausgeführt werden, zum vorbestimmten Zeitpunkt würde entweder kein Geschoß ein Rohr verlassen, oder es würde sonstwo hinfliegen. Schiffsnavigationstechnik und Waffenleitanlage übernehmen diese Arbeiten. Warum dafür noch Personal auf der „Cottbus"?

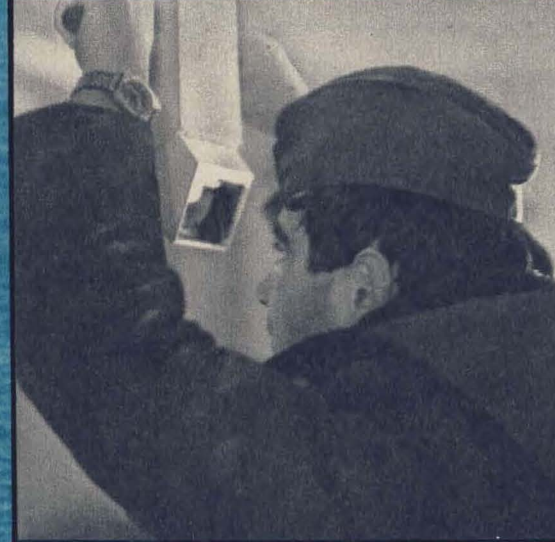
Wie meint es Leutnant Altenburg? Brauchen die Artilleristen den Rechner, weil sie sonst Navigation und Ballistik nie in den Griff bekommen? Sicher gibt es blinde und sture ...

Lassen wir es, bleiben wir bei den Tatsachen. Sofort nach dem Gefechtsbefehl trifft der Werferleitoffizier der „Cottbus" alle Vorbereitungen zum Schießen. Auf sein Kommando schaltet im Werferbedienraum das Personal die Hydraulik und das Rechnerteil zu und gibt die erhaltenen Zielkoordinaten, Gefechtskurs usf. in den Rechner ein. Der Obersteuermann ermittelt aus den gegebenen Werten die Feuerposition und führt das Schiff dorthin, zugleich bestimmen die Genossen des GA I die meteorologischen Werte, die zu den ballistischen in die Anlage gegeben werden.

Ist der Rechner versorgt und zugeschaltet, wird er mit Kreiselkompaß- und Fahrtmeßanlage gekoppelt. Von diesem Moment an „verarbeitet" er alle Bewegungen des Schiffes, d. h. verbessert er ständig die errechneten Werferrichtwinkel. Kann nun das Feuer eröffnet werden, wenn das Schiff die befohlene Position erreicht?

Nein. Niemals fährt ein Schiff den ihm vorgegebenen Kurs. Meteorologische und hydrologische Einwirkungen drängen es immer auf einen anderen, den tatsächlichen Kurs. Schon deshalb ist der Rechner an die Kreiselkompaßanlage gekoppelt. Doch jeder Rückmeldung vom Kreisel haftet eine technisch begründete Trägheit an, die eine Abweichung zur tatsächlichen Schiffsposition bewirkt. So nimmt kurz vor dem Schießen nochmals der Obersteuermann Peilung und Distanz





zum Ziel. Dies ermittelte Ergebnis und die Rechneranzeige werden vom Werferleitoffizier verglichen, danach eine Korrektur in den Rechner eingegeben. Da ist der Werfer schon geladen und seine Rohrpakete werden nun über die Leitanlage ständig auf das Ziel gerichtet.

Unmittelbar nach dieser Korrektur verlangsamt die „Cottbus" für einen Moment ihre Fahrt. Heulend, einen Feuerschweif hinter sich herziehend, verlassen die Geschosse die Rohrpakete. Nachdem mit Erfolg das Flächenziel bekämpft ist, gilt es, nicht vernichtete Punktziele auszuschalten. Die 57-mm-Zwillingsgeschütze eröffnen das Feuer. Wieder treffen die Artilleristen der „Cottbus".

Warum? Auf was haben sie da gesetzt, doch nicht auf den Rechner? Ihr Kommandeur, Leutnant Altenburg, kennt schließlich dessen Grenzen: Eine neue Situation einfach nicht zu sehen und blind alles anzunehmen, was ihm zwischen die Kontakte kommt. Dennoch sagt er: „Ohne Rechner könnten wir nicht richten und schießen. Er hält nach der einmal eingegebenen Geschwindigkeit, nach Kurs des Schiffes und Peilung zum Ziel die Rohre immer grob auf das Ziel – aber stur!"

Etwas anderes bemerkt der aufmerksame Beobachter während der Gefechtsausbildung an Bord der „Cottbus". Leutnant Altenburg, wie auch die Führung des Schiffes, stützen sich vor allem auf das Kollektiv der Fähnriche und Unteroffiziere. Der Leutnant bestätigt: „Wenn es da stimmt, ist alles einfacher!" So bekamen sie vor dem Schießen eine äußerst heikle Personalsituation in den Griff, die viel Verständnis und noch mehr Einsatz verlangte und nicht ohne Risiko für das Schiff war.

Im Frühjahr wurde der 1. Werfermaat der „Cottbus" in die Reserve versetzt, und der 2. Maat, Genosse Rönsch, war längere



Von links nach rechts: Der Werferleitoffizier beobachtet das Einschießen und nimmt die Feuerkorrekturen vor. – Das Feuer der abbrennenden Treibladung ist so stark, daß die Schiffsbrücke mit Stahlplatten geschützt werden muß. Das Schießen kann der Kommandant nur über ein Periskop beobachten. – Obermeister Schindler und Maat Wittig im Werferbedienraum. Hier werden die Werfer auch abgefeuert.

Zeit krank. Der Ersatz, Maat Wittig, kam neu von der Flottenschule, hatte keine Bordpraxis und schon gar nicht geschossen. Geschoßwerfertechniker Obermeister Schindler, ein Berufsunteroffizier, sah nur eine Lösung. Wittig hatte frische theoretische Kenntnisse. Auch wenn Rönsch bald gesund werden sollte, er würde durch die lange Pause Wissensverlust haben. Besser war es deshalb, Wittig gleich zum 1. Maaten zu machen und Rönsch auf der Stelle des 2. Maaten zu belassen. Obermeister Schindler hoffte bei beiden Genossen, die zu den Kommunisten an Bord gehören, auf Verständnis. Doch was verlangte er: Rönsch würde nicht aufrücken! Der Neue aber gleich Vorgesetzter aller Werferleitgasten werden! Würde der eine verzichten, der andere sich anstrengen und vernünftig gegenüber den Matrosen bleiben? Leutnant Altenburg gefiel der Vorschlag. Erst im Kollektiv seiner Unteroffiziere, danach in der Parteiorganisation debattierten die Genossen über das Für und Wider. Genosse Rönsch sprach sich für dieses Vorhaben aus, weil Andreas Wittig noch länger an Bord bleiben wird als er. Maat Wittig versicherte, alles zu tun, um Bord- und Schießberechtigung gleichzeitig zu erwerben. Das brachte ihm viel Arbeit auch in der Freizeit, aber desgleichen die uneingeschränkte Hilfe von Leutnant Altenburg und Obermeister Schindler ein.

Wir haben einfach auf das kameradschaftliche Miteinander gesetzt, sagen die Genossen. „Verantwortung", nennt es Fähnrich Otto. Er ist Artillerietechniker der 57- und 30-mm-Geschütze an Bord. Von den Kommunisten wurde er zum Sekretär der SED-Grundorganisation gewählt. „Die Berufsunteroffiziere", damit nimmt er den Gedanken wieder auf, „verfügen über längere Bordederfahrung als manche der jungen Offiziere. Deshalb ist ihr Urteil oft besser den Bedürfnissen des Schiffes angepaßt. Wir lassen daraus bei uns kein Mißverhältnis entstehen. Die Besatzung weiß, nur ein einheitlich handelndes Kollektiv kann den Kampfwert erreichen, der nötig ist, um unseren Frieden zu erhalten. Deshalb scheuen sich bei uns diese jungen Offiziere nicht, den Rat erfahrener Unteroffiziere anzunehmen. Gerade mit der Absicht, das Richtige zu wollen, verschafft sich der Offizier Respekt bei seinen Unterstellten. Um das gleiche Verhältnis bemühen wir uns zwischen den Unteroffizieren und den Matrosen. Nicht alles befehlen. Mehr zur Mitverantwortung anregen und sich gegenseitig helfen, so viel wie möglich in kürzester Zeit zu lernen. Als Techniker bin ich für einsatzklare Geschütze verantwortlich. Kurz vor jedem

Von links nach rechts: Im Kartenraum der „Cottbus". – Leutnant Alexander Kulak, Verbindungsoffizier zur Baltischen Flotte, in deren Übungsgebiet das Schießen stattfand, zu unserem Kommandanten: „Ihre Besatzung versteht es, die Waffen wirkungsvoll anzuwenden; ich glaube, die Unteroffiziere unterstützen das mit ihren Fachkenntnissen und ihrem Vorbild." – Schießen des 57-mm-Zwillingsgeschütz der „Cottbus".





Schießen habe ich an den 57-mm-Waffen acht Kontrollen durchzuführen und das Ergebnis dem Kommandanten zu melden. Obwohl mein Artillerieelektrogast länger zu einer solchen Durchsicht braucht, schicke ich ihn zu dem einen Geschütz, und ich nehme das andere. Danach wechseln wir, und der eine überprüft die Arbeit des anderen, der Unterstellte so die des Vorgesetzten, und erweitert dabei seine Kenntnisse. Dennoch habe ich beide Geschütze kontrolliert, wofür nur ich dem Kommandanten gegenüber verantwortlich bin."

Auf dem Tisch des Kartenraumes liegen noch die Planschette mit den vielen Peilungen, die der Obersteuermann Maat Voigt nahm. Noch ist dem ehemaligen Decksmann vom „Seewolf", einem Stahlkutter des Fischkombinats Saßnitz, die Freude über den Erfolg anzusehen. Er hat die „Cottbus" genau zur Feuerposition geführt. Schon als Lehrling hat ihn das Navigieren interessiert. Auf dem „Seewolf" schaute er dem Steuermann oft über die Schulter. Von ihm hat er sich vieles zeigen lassen und sich auf dessen Rat hin vier Jahre freiwillig zum Dienst in der Volksmarine gemeldet. „Ich war nur als Steuermannsgast dort, als Maat lernst du mehr!" hatte er gesagt.

Der junge Kommunist Voigt brachte auch Sinn für Disziplin von der Fischerei mit. Gut, könnte man meinen. Doch ausgerechnet damit hat er seine Sorgen, handelt er sich nicht bei allen Unteroffizieren an Bord Zustimmung ein. Gerade Navigationsgerätemaat Wulf, mit dem er zusammenarbeitet, will da nicht mitziehen. „Dem Wulf läßt Voigt doch keine andere Wahl, der wird sich seinen Pflichten als Unteroffizier ebenso stellen, wie er sich persönlicher Disziplin befleißigen wird!" Optimistisch ergänzt der 1. Wachoffizier Oberleutnant Greiner-Jean sein Urteil: „Mit fortschreitender Ausbildung hat Genosse Voigt an Ansehen gewonnen. Der heutige Erfolg wird es stärken. Die Sache mit Wulf ist nur eine Frage der Zeit, obwohl die Selbsterziehung im Kollektiv wichtig ist!"

Rechner? oder Mensch

Bild und Text: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Das Lied ist oft im Radio zu hören. Oft passiert es auch, daß ich dieses Lied im Anschluß an ein Forum oder ein Treffen mit jungen Leuten singen soll. Ich singe nämlich gern und spiele auf der 12-saitigen Gitarre die wahren Volkslieder meines ehemaligen Heimatlandes USA: „Singen Sie doch bitte ‚The Night They Drove Old Dixie Down'!"

Doch jedes Mal weigere ich mich, dieses bekannte Lied vorzutragen. Und dann erkläre ich warum ...

Es ist kein Volkslied, sondern ein auf volksliedähnliche Art komponierter „pop song". Berühmt wurde er durch Joan Baez. Den Inhalt kann nur der richtig verstehen, der weiß, was „Dixie" bedeutet. So werden Lieder jener USA-Bundesstaaten bezeichnet, die südlich der zwischen Pennsylvania und Maryland laufenden Mason-Dixon-Trennlinie liegen. Das sind die ehemaligen Sklavenhalterstaaten.

Das „alte Dixie" waren die sogenannten Konföderierten Staaten von Amerika, die nur vier Jahre, von 1861 bis 1865, existierten. Sie sind in dem bis heute blutigsten Krieg auf dem Territorium der USA untergegangen. Die Sklavenhalter – wie anders soll man die Großgrundbesitzer damals in den Südstaaten nennen – hatten diesen Staat errichtet, nachdem sich die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung im industrialisierten Norden gegen die Sklaverei ausgesprochen und den liberal gesinnten Abraham Lincoln zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika gewählt hatte.



Stichwort Sklaverei. Bereits 1619 wurden die ersten Afrikaner in die damaligen britischen Kolonien Nordamerika verschleppt. 246 Jahre bildete das brutale Ausbeutungssystem der Sklavenhalter die Grundlage der Plantagenwirtschaft in den südlichen Kolonien beziehungsweise USA-Bundesstaaten.

„The Night They Drove Old Dixie Down" ist nicht das einzige Lied, das diese untergegangene Sklavenhaltergesellschaft verherrlicht und ihr



nachtrauert. Verstanden werden kann dies nur, wenn man die militaristische Mentalität vieler US-Amerikaner, die Entwicklung der USA-Streitkräfte und vor allem ihres Offizierskorps im Zusammenhang mit der Geschichte des Bürgerkrieges von 1861 bis 1865 seit Beginn der Antisklavereibewegung in den Nordstaaten der USA betrachtet. Die Antisklavereibewegung erlebte im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts einen beachtlichen Aufschwung. Nach 1840 wurde sie zu einer bedeutenden politischen Kraft. Um ihre riesigen Profite zu sichern sowie deren Quelle – die Sklaverei – aufrechtzuerhalten, militarisierten die reichen Plantagenbesitzer das Leben in ihren Bundesstaaten. In speziellen Militärgymnasien erwarben deren Söhne solche Vorkenntnisse, die ihnen den Eintritt in die Militärakademie von West Point (New York) ermöglichten. In die „stolzen Traditionen des alten Südens" ist diese militaristische Tradition eingeschlossen. Die Militärgymnasien wie auch West Point existieren noch heute. Ihre – reaktionär gesinnten – Absolventen stellen einen Großteil des höchsten USA-Offizierskorps ...

In dem Lied „The Night They Drove Old Dixie" gibt es einen „Erzähler". Was dieser mitzuteilen hat, geschieht aus der Sicht eines „schwerarbeitenden Mannes" – aber eines Weißen. Weiße Arbeiter, arme weiße Kleinbauern und Pächter gelten – damals wie heute – in den bürgerlichen Schichten des Südens als „poor white trash", als „armer weißer Abfall".

Und so einer trauert um die alte Sklavenhalterordnung? Es war (und ist!) tatsächlich so. Der arme Weiße war der Infanterist im Bürgerkrieg, tapfer kämpfend, denn er fürchtete die Befreiung der afroamerikanischen Sklaven. Die „Nigger" als Freie könnten ja dann für ihn Konkurrenten werden.

Auch heute ist das nicht anders, so daß sich die Anhän-

Fortsetzung auf Seite 75



Frühlingserwachen

Wieder hat sich die Natur verjüngt,
wieder sich mit frischem Stoff gedüngt,
und dem Moder wie den jungen Keimen
ist die Kunst zu malen wie zu reimen.
Die Gebeine harren der Bestattung,
währenddem die Früchte der Begattung
fröhlich ins Bereich des Lebens ziehn,
insoferne sie soweit gediehn.
Viech und Menschern heben sich die Büsen,
in den Bäumen quillt's und den Gemüsen.
Tief im Kern der Erde hat's gekracht:
Ja, der Früh-, der Frühling ist erwacht.

Erich Mühsam



Mit Dichtern im Gespräch

„Ich wäre nicht ungehalten gewesen, wenn der Vortrag ungehalten gewesen wäre." Meint Georg Christoph Lichtenberg. „Ich auch nicht", stimmt Soldat Brettschneider zu.

Achtung, Singeklubs!

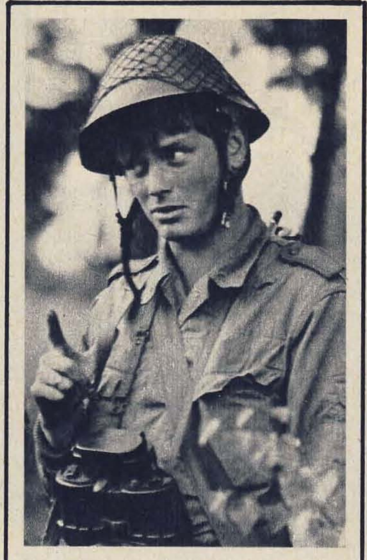
DER MM-VOLKSLIEDER-TIP DES MONATS!



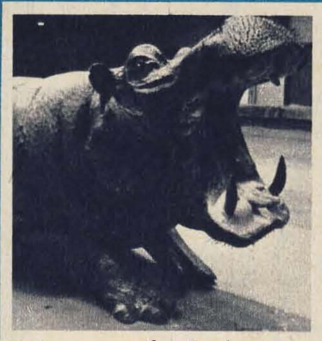
„Alle Vöglein sind schon da, alle Vöglein, alle ..."



Große Bälle, kleine Bälle,
schön und rund, für alle Fälle;
Susi's liebem Stabsgefreiten
soll das Spielen Spaß bereiten.
Und sie wäre überfroh,
bliebe er ihr Libero.



„Und daß mir keiner wieder den Gruppenführer überflügeln will – Ihr müßt die Schützenmulden nicht fünf Meter tief graben!"



Gähnen – da haben Sie meine Antwort auf Ihren MM-Quark!







MM-Knigge für Anfänger

Heute: Der vorbildliche Soldat ist hilfsbereit



Wenn sich eine junge Dame im öffentlichen Straßenverkehr hilfesuchend mit der Bitte an Sie wendet: „Gennse mal guggn, ob meine Nähde grade sinn?", dann erweisen Sie sich selbstverständlich gefällig und führen notwendige Korrekturen unverzüglich aus. Sie sollen mal sehen, wie schnell Sie zu 'ner Belobigung kommen!

Übrigens:

Lieber Sommersprossen als gar keinen Gesichtspunkt.

Lieber locker vom Hocker als hektisch vom Ecktisch!

MM-Aprilwetterfestigkeits-Tip

Worunter Klaus, mein Liebster, schwitzte,
wenn's auf dem Acker stank und blitzte,
das überließ er jüngstens mir
als Klarsichtfolie-Vollvisier.
Nun werd ich nicht mehr naß.
Wie finden Sie denn das?





Als einer seine Braut streichelte

Na, meine Micke, nu schenier dich nich!
Du duhsd ja so, als wärn wir beede fremd ...
Und dabei kenn wir uns. Und du kennst mich.
Das scheene Hemd ...

Hau mir doch nich gleich egal off de Fohdn!
Bis doch mal wiedr wie in' Blauner Wald!
So mach dir doch e Schild vors Kleed: „Verbohdn."
Mensch, bisdu kald.

Das saach ich dir. Das gehd mir so nich weidr.
Das is doch keene Ahrd is das doch nich!
Endwehdr wirsdu endlich bald gescheidr –

Na ja! Warum nich gleich, mei Wühderich!
Was ich noch saachen wollde: du wirschd breidr.
Hm? Irr ich mich?

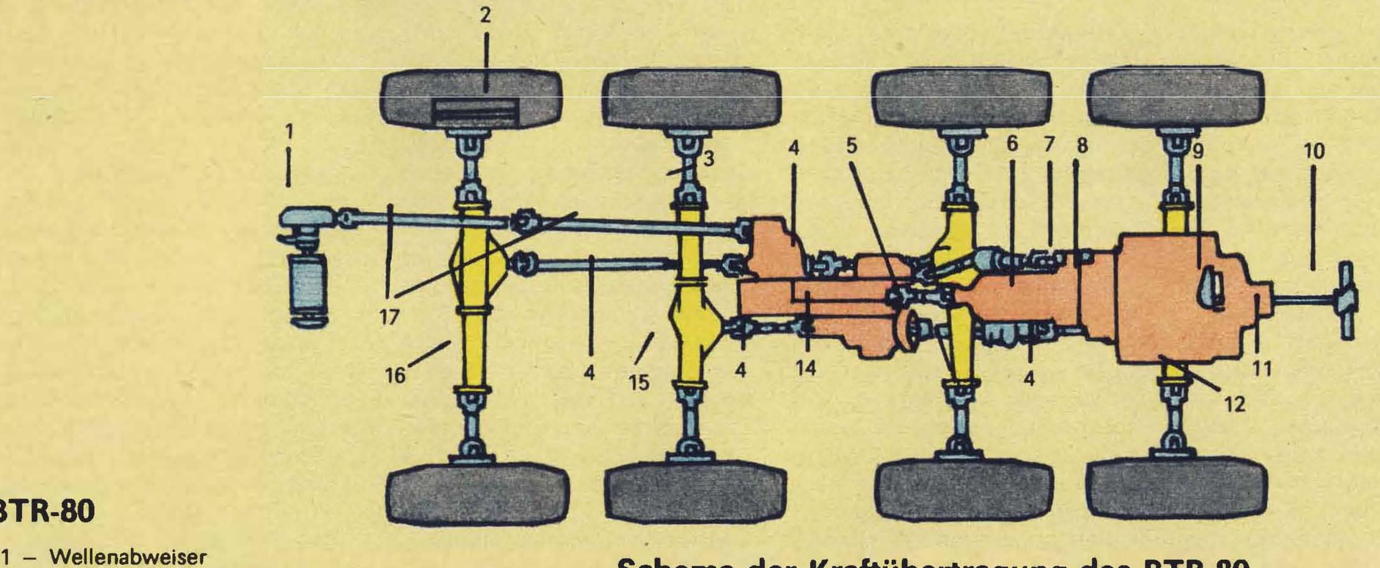
Erich Kästner

KaMa und Co. bitten von Präsentkörben und Orchideensträußen abzusehen. Ein Küßchen genügt.

BTR-80



Bronetransportjor, abgekürzt BTR, ist russisch und heißt gepanzertes Transportfahrzeug In der Nationalen Volksarmee nennt man diese Technik SPW – Schützenpanzerwagen. Über den vor wenigen Jahren in die NVA eingeführten SPW-70 berichtete AR im Heft 9/85. Jetzt erfuhren wir, daß bereits eine Weiterentwicklung jenes Schützenpanzerwagens in die Bewaffnung der Sowjetarmee übernommen wurde, der



BTR-80

1 – Wellenabweiser
2 – Deckel der Beobachtungsluke des Kommandanten
3 – Deckel der Beobachtungsluke des Fahrers
4 – Sichtgerät
5 – Fahrerluke
6 – Nebelgranaten
7 – obere Ausstiegsluke
8 – Werkzeugkasten
9 – untere Tür der Seitenluke
10 – obere Tür der Seitenluke
11 – Kampfluken
12 – Seilwinde

Schema der Kraftübertragung des BTR-80

1 – Seilwindengetriebe
2 – Radvorgelege
3 – Gelenkwelle
4 – Gelenkwellen zum Antrieb der Achsen
5 – Zwischengelenkwellen
6 – Wechselgetriebe
7 – Gelenkwelle des Wasserstrahltriebwerkes
8 – Kupplung
9 – Triebwerk
10 – Laufrad des Wasserstrahltriebwerkes
11 – Welle des Laufrades des Wasserstrahltriebwerkes
12 – 4. Achse
13 – 3. Achse
14 – Verteilergetriebe
15 – 2. Achse
16 – 1. Achse
17 – Gelenkwelle zum Antrieb der Seilwinde

In diesem neuen vierachsigen Räderfahrzeug konnten die sowjetischen Konstrukteure eine Reihe interessanter Lösungen verwirklichen. So erhielt es an Stelle von zwei Ottomotoren einen Dieselmotor. Es werden spezielle schlauchlose Reifen mit Innendruckregulierung verwendet. Viele Einzelteile und Systeme wurden vervollkommnet. Die Sicherheit der Besatzung und der aufgesessenen Soldaten hat sich erhöht. Auch die Turmbewaffnung erhielt bessere Kampfeigenschaften.
Die Panzerung von Rumpf und Turm des Fahrzeugs widersteht den Schützenwaffen des Gegners sowie Granat- und Minensplittern. Als Schutz vor Kern-, chemischen und bakteriologischen Waffen kann das Fahrzeug hermetisiert werden, wobei im Innern ein Überdruck von gereinigter Luft geschaffen wird. Der Schützenpanzerwagen ist mit einer Feuerlöschanlage ausgestattet.
Im allgemeinen Aufbau ist der BTR-80 seinem Vorgänger ähnlich. Der Fahrerraum befindet sich im vorderen Teil des Rumpfes. In ihm haben Kommandant und Fahrer ihre Plätze. Dort sind auch die Sichtgeräte untergebracht, das Funkgerät und die Kampfraum durch eine hermetische Wand abgetrennt. In ihm sind der Motor mit Kupplung und Getriebe, Wasser- und Ölkühler, der Wasserstrahlantrieb, die Lenzpumpe, die Luftfilteranlage, Treibstofftanks, Generatoren und weitere Einrichtungen untergebracht.
Der Motor ist ein Achtzylinder-Diesel mit Turbolader. Er erreicht eine Leistung von 191 kW und kann noch bei Temperaturen bis −25 °C ohne langes Vorwärmen angelassen werden.
Die Verwendung nur eines Motors im BTR-80 brachte eine bedeutende Änderung in der Kraftübertragung mit sich. Sie erfolgt mechanisch über eine Zweischeiben-Trockenkupplung auf das Fünfganggetriebe, bei dem nur der erste Gang nicht synchronisiert ist. Das Drehmoment wird vom Getriebe über eine Kardanwelle auf das Verteilergetriebe übertragen, welches das Drehmoment mittels eines zweistufigen Differentials auf zwei Gelenkwellen verteilt; die eine für die erste und dritte, die andere für die zweite und vierte Achse. Vom Verteilergetriebe aus erfolgt auch die Kraftübertragung an das Wasserstrahltriebwerk und die Seilwinde. Seine Konstruktion ermöglichte, im gute Geländegängigkeit des Fahrzeuges. Es kann den Panzern und Schützenpanzern im Gefecht unmittelbar folgen und während der Fahrt Gräben, Stellungen und Wasserhindernisse überwinden. Auf der Straße erreicht der SPW Geschwindigkeiten bis 85 Kilometer in der Stunde.
Im Turm und im Wannenmittelteil befindet sich der Kampfraum. Aus einem 14,5-mm-Maschinengewehr KPWT und damit gekoppelt einem 7,62-mm-MG PKT besteht die Bewaffnung des Fahrzeuges. Die Visierreichweite des MG KPWT beträgt 2000 m, die des PKT 1500 m. Mit dem KPWT können auch tief und langsam fliegende Ziele bis auf eine Entfernung von 1000 m bekämpft werden; in einem vertikalen Richtbereich bis +60 Grad. Die Feuergeschwindigkeit des KPWT beträgt 500 bis 600 Schuß in der Minute, und der Kampfsatz besteht aus 2000 Patronen in Gurten, die in Patronenkästen lagern.
Zur Turmausrüstung gehören ebenfalls Sichtgeräte und Richtmaschinen, die das schnelle und genaue Richten der Bewaffnung von Hand auf unterschiedliche Ziele horizontal und vertikal gestatten. Am Turm außen angebracht sind sechs Wurfeinrich- Jeweils drei dieser Luken befinden sich in der linken und rechten Seite. Sie ermöglichen es den mot. Schützen, von ihren Plätzen aus während der Fahrt oder bei kurzem Halt aus vier Maschinenpistolen und zwei MG zu feuern. Durch eine weitere Luke in der rechten vorderen Bordwand kann der mot. Schütze schießen, der auf dem Sitz hinter dem Kommandanten mitfährt. So kann sich aus dem SPW buchstäblich ein Feuerhagel auf den Gegner ergießen.
Die Munition für die Maschinengewehre KPWT und PKT sowie die MG der mot. Schützen sind im Kampfraum verstaut. Auch Ablagen für Einmann-Fla-Raketen, acht Maschinenpistolen, Panzerbüchsen und deren Munition gibt es hier.
Absitzen vom SPW können die Soldaten durch zweiteilige Seitenluken jeweils zwischen dem zweiten und dritten Radpaar und zwei Luken im Wannendeck. Letztere sind mit Öffnungen versehen, wodurch mit Maschinenpistolen auch auf höhergelegene Ziele geschossen werden kann.
Mit seinen verbesserten Gefechts- und technischen Möglichkeiten stellt der BTR-80 einen echten Zuwachs an Kampfkraft

Bordsprechanlage. In die Frontpanzerung vor dem Kommandanten ist eine Schießluke mit einem Kugelgelenkzapfen für die Feuerführung aus Maschinenwaffen eingelassen.
Der Motorraum liegt im hinteren Teil der Wanne und ist vom BTR-80 viele Baugruppen und Einzelteile seines Vorgängers mit nur geringfügigen Änderungen zu verwenden, so die Achsantriebe, die Federung, die Lenkung, die Bremsen.
Der starke Motor, die moderne Kraftübertragung sowie das Räderfahrwerk mit seiner weichen Federung garantieren eine tungen für Nebelgranaten.
Im Kampfraum gibt es Sitze für insgesamt acht aufgesessene mot. Schützen; zwei an den Bordwänden und zwei Dreiersitze in der Mitte über dem Verteilergetriebe. In die Bordwände eingelassen sind Kampfluken mit Kugelgelenkzapfen für die Feuerführung aus Maschinenwaffen.
der sowjetischen mot. Schützeneinheiten dar.

Text: Aus „Snamenosez", redaktionell bearbeitet von Major Ulrich Fink
Zeichnungen: Heinz Rode
Bild: Jean Molitor

Schützenpanzerwagen 70, der Vorgänger des SPW 80, bei einer Truppenübung



Jagdflugzeuge MiG-23
Bild: Manfred Uhlenhut


5511

Reg.-Nr. 286/IV/85

Roter Frontkämpferbund

Ein Sonnenwendfeuer leuchtet in der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1924 auf den Höhen bei Schnett, nördlich von Eisfeld. In seinem Schein legen Hildburghausener Kommunisten den Grundstein für eine kleine Gedenkstätte. Eines ihrer Lieder läßt erkennen, wem sie gelten soll: „Dem Karl Liebknecht haben wir's geschworen, der Rosa Luxemburg reichen wir die Hand!" Bald wird es in ganz Deutschland von zehntausenden Mitgliedern einer neuen proletarischen Massenorganisation gesungen werden, deren erste Ortsgruppe in dieser Nacht hier im Thüringischen entsteht – die Ortsgruppe Hildburghausen des Roten Frontkämpferbundes. Noch im selben Monat konstituieren sich weitere in Apolda, Saalfeld, Niederroßla, Halle, Sonneberg, Gotha, Rudolstadt ...

In Deutschland gibt es fünf Millionen Soldaten des ersten Weltkrieges. Die herrschende Klasse und ihre politischen Organisationen, voran der „Kyffhäuserbund" und „Stahlhelm", bemühen sich, aus ihnen eine Reservearmee der Konterrevolution zu formieren und sie in den Prozeß der Militarisierung einzugliedern. Dem kann die Kommunistische Partei Deutschlands nicht tatenlos zusehen. Und so beschließt die Zentrale der KPD am 31. Mai 1924, den RFB als Schutz- und Wehrorganisation der Arbeiterklasse zu gründen. Er wendet sich an die Frontkämpfer des ersten Weltkrieges, um sie für die rote Klassenfront zu gewinnen und zu Frontkämpfern des Proletariats zu erziehen. Zugleich verlangt dies, sich auch der Arbeiterjugend zuzuwenden; sie muß befähigt werden, sich gegen ein Schicksal zu wehren, wie es der Imperialismus ihren Vätern bereitet hat.

Schnell wächst der RFB: Anfang 1925 zählt er 15 000 Mitglieder, Mitte des Jahres 40 000, im Herbst 70 000. Später sind es weit über 100 000, davon rund 60 % Parteilose. Jugendliche von 16 bis 23 Jahren bilden die Rote Jungfront. In Hafenstädten formiert sich die Rote Marine.

Der von Ernst Thälmann geführte RFB ist zwar uniformiert, aber unbewaffnet. Er bedient sich zur Erfüllung seiner Aufgaben militärischer Formen, ist jedoch keine Militärorganisation der KPD. In ihrem Fahneneid schwören die Roten

Ernst Thälmann
Bundesführer des RFB



Am 1. Februar 1925 wählt die 1. Reichskonferenz des RFB eine neue Bundesführung mit Ernst Thälmann an der Spitze. Der am 16. April 1886 in Hamburg geborene Transportarbeiter ist zu dieser Zeit bereits ein anerkannter und erfahrener Funktionär der revolutionären Arbeiterbewegung. Als Artillerist hat er im ersten Weltkrieg an den Schlachten in der Champagne, an der Somme und an der Aisne teilgenommen, so daß er militärische Kenntnisse und Erfahrungen besitzt. Das Fronterlebnis hat seinen Haß gegen Militarismus und imperialistischen Krieg vertieft. Seit Mai 1923 gehörte er der Zentrale der KPD an; im Oktober 1923 leitete er den Hamburger Aufstand. Unter der Führung Ernst Thälmanns entwickelt sich der RFB zu einer wirkungsvollen proletarischen Massenorganisation.



1 – Trompeter der Roten Jungfront
2 – Kleidung des Roten Frauen- und Mädchenbundes
3 – Mitglied der Roten Marine
4 – Kämpfer in Windjacke
5 – Fahnenträger
6 – Kämpfer mit Bluse in Berliner Form
7 – Trommler mit Bluse in Dresdener Form

1 – Fahne des RFB
2 – Abzeichen des RFB
3 – Koppelschloß
4 – Armbinden
5 – Spendenmarke
6 – Mütze
7 – Abzeichen der KPD
8 – Abzeichen des RFB zum 4. Reichstreffen Pfingsten 1928





1



5



6



2

4



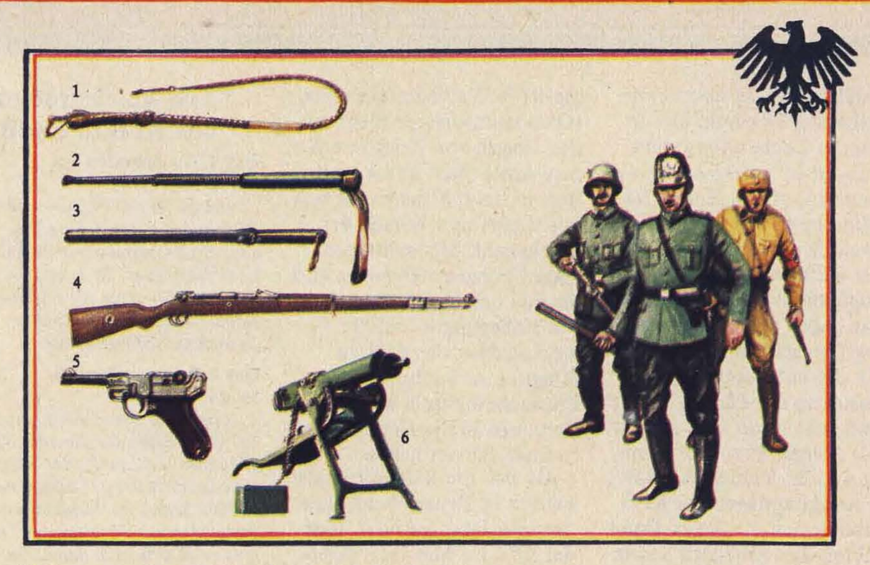
7

8



3





Waffen und Ausrüstung der Reichswehr, Polizei und SA

1 – Peitsche
2 – Stahlrute
3 – Gummiknüppel
4 – Karabiner 98
5 – Pistole Parabellum 08
6 – Maschinengewehr 08/15

Frontkämpfer: „In eisemer revolutionärer Disziplin und in strengster Zucht unterwerfen wir uns allen Befehlen und Anordnungen, die im Kampf für die Interessen des Proletariats notwendig sind."

Der RFB unterstützt die Kampfaktionen der Arbeiterklasse gegen die Wiederaufrüstung Deutschlands. 1926 tritt er für die entschädigungslose Enteignung der Fürsten ein. Im selben Jahr sowie 1928 sichert er die großen Streiks in Hamburg und im Ruhrgebiet. Bei den Antikriegstagen der KPD bemühen sich die Roten Frontkämpfer, den Arbeitern den internationalen Charakter dieser Aktionen bewußt zu machen. In den Arbeitervierteln schützen sie Veranstaltungen und Einrichtungen gegen Polizeiüberfälle und reaktionäre Angriffe. Der RFB steht in vorderster Front zur Verteidigung des ersten sozialistischen Staates der Welt, als der Imperialismus die UdSSR im Frühjahr 1927 mit einer neuen militärischen Intervention bedroht. In der Sowjetunion und ihrer Roten Armee sieht er die unbezwingbare Basis und Stütze des weltrevolutionären Prozesses; 1926 wird Ernst Thälmann zum Ehrensoldaten der Roten Armee ernannt.

In Schulungen machen sich die RFB-Mitglieder aus marxistisch-leninistischer Sicht mit den Fragen von Krieg und Armee sowie Staat und Revolution vertraut, befassen sie sich mit Wesen und Wirken der Reichswehr. Mit wehrsportlichen Übungen stählen sie sich für ihre Schutzaufgaben. Jährliche Höhepunkte sind die Reichstreffen des RFB zu Pfingsten in Berlin, die das Klassenbewußtsein sowie das Vertrauen in die Kraft des Proletariats stärken helfen.

Als sich die Klassenkampfsituation in Deutschland Ende der 20er Jahre zuspitzt, wird der RFB im Mai 1929 verboten. Das ist ein Schlag gegen die Arbeiterbewegung, der unmittelbar den faschistischen Kräften dient. Illegal kämpft der RFB weiter – auch nach Errichtung der faschistischen Diktatur. Rote Frontkämpfer reihen sich in Spanien in die Internationalen Brigaden ein, arbeiten während des zweiten Weltkrieges im Nationalkomitee „Freies Deutschland" und sind nach 1945 führend am Aufbau unserer sozialistischen Streitkräfte beteiligt. Heute tragen 19 Truppenteile der NVA und der Grenztruppen der DDR Namen von Roten Frontkämpfern.

Die Reichstreffen des RFB in Berlin

Das 1. Reichstreffen am 21./22. Mai 1925

... vereint 30 000 Mitglieder des RFB und der Roten Jungfront aus ganz Deutschland sowie 50000 Berliner Werktätige. Es macht deutlich, daß der RFB unter der Führung von Ernst Thälmann wesentlich an Kampfkraft gewonnen hat.

Das 2. Reichstreffen am 23./24. Mai 1926

... steht im Zeichen des Kampfes der Werktätigen für die entschädigungslose Enteignung der Fürsten (Fürstenabfindung). Daran nehmen 100 000 Rote Frontkämpfer teil. Die mobilisierende Wirkung des Treffens zeigt sich auch daran, daß binnen weniger Wochen 40 000 neue Mitglieder in den RFB aufgenommen werden können.

Das 3. Reichstreffen am 5./6. Juni 1927

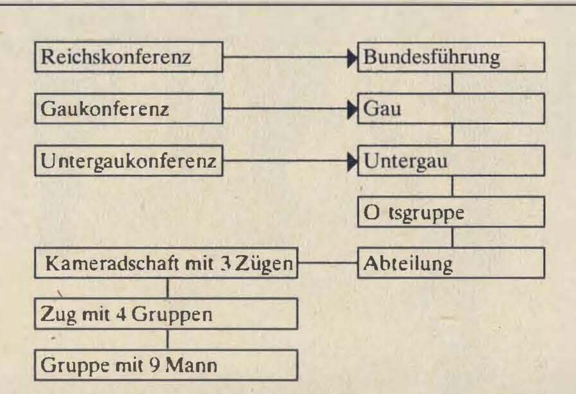
... ist von dem Gelöbnis der 100 000 Roten Frontkämpfer geprägt, „niemals zu vergessen, daß das Schicksal der Arbeiterklasse der ganzen Welt unlöslich verbunden ist mit der Sowjetunion" sowie „stets und immer ein Soldat der Revolution zu bleiben".

Das 4. Reichstreffen am 27. Mai 1928

... gestaltet sich durch den Aufmarsch von 100000 Roten Frontkämpfern und ihre Begrüßung durch eine halbe Million Berliner Arbeiter zur bis dahin größten Demonstration der Reichshauptstadt, die sich gegen den Militarismus und die imperialistische Kriegsvorbereitung richtet.

Gliederung des RFB

Von der Abteilungsebene an gab es kollektive Leitungen, die sich wie folgt zusammensetzten: Politischer Führer (gesamtverantwortlich für die Einheit), Technischer Führer



(verantwortlich für Organisation, Aufmärsche, Wehrsportübungen), Bildungsobmann, Gegnerobmann, Kassierer, Politischer Führer und Technischer Führer der Roten Jungfront. Alle Funktionäre wurden von unten nach oben gewählt und durch das jeweils übergeordnete Leitungsorgan bestätigt.



Bild: Ralph Schulz



Der Revolutionär

Heinz Kahlau

Der hält nur still, um zu denken.
Der ist für gar nichts zu schwach.
Der, wenn er merkt, es bringt weiter,
macht den Vogelflug nach.

Der ist mit zehn schon gefährlich,
der ist mit achtzig noch fit.
Der ist wie Wasser geduldig,
der reißt noch Eisberge mit.

Dem ist kein Mittel zu listig,
setzt er damit etwas durch.
Dem wachsen Flossen im Wasser,
der wird in Sümpfen zum Lurch.

Der denkt nicht nach, sondern weiter.
Der macht nicht mit — sondern vor.
Der ist nie Pferd, immer Reiter,
der zählt nicht, was er verlor.

Den kann kein Rothschild sich kaufen,
den kann kein Pius verdrehn,
den kann kein Doktor kurieren,
der fragt sich höchstens: Wer — wen?

Dem ist sein Name nicht wichtig,
der bleibt sehr gern unerkannt —
aber den Namen des Feindes
schreibt er uns nachts an die Wand.

Der, wenn er stolpert, fällt vorwärts,
fällt aber nie aufs Gesicht.
Der, wenn er Fehler macht, straft sich
mehr als das strengste Gericht.

Der hört nicht auf, wenn er tot ist,
streut man ihn auch in den Wind,
der setzt sich fest in den Köpfen,
bis sie von seiner Art sind.

Illustration: Wolfgang Würfel



Sergej ist schnell wie der Winter



Längst ein vertrautes Bild: Soldaten der NVA wetteifern mit ihren Waffenbrüdern aus der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland im Gefechtsdienst, tauschen mit ihnen Erfahrungen aus, üben sich im gemeinsamen Handeln.

Das ist bei den Angehörigen der Truppenluftabwehr der Landstreitkräfte genauso ein fester Bestandteil der Ausbildung wie bei den anderen Teilstreitkräften, Waffengattungen, Spezialtruppen und Diensten. Vielleicht, daß bei jenen, die die Truppen gegen überraschende Luftangriffe sichern, gemeinsame Aufgabe und gemeinsame Verantwortung noch augenfälliger wird als bei anderen.

Nun könnte beim Betrachten der Fotos jemand etwa einwenden: Verfügt die Truppenluftabwehr nicht über Zwillings- und Drillings-Raketen-Systeme? Sind da, zum Beispiel, Fla-Geschütze überhaupt noch notwendig?

Die Antwort wäre schnell gegeben. Sicher, mit den genannten Raketen verfügt die Truppenluftabwehr über eine mächtige Waffe. Doch das System des Schutzes der Truppen gegen Angriffe aus der Luft ist wirksam gestaffelt. Unter anderem spielen da unterschiedliche Anflughöhen eine Rolle. Und auch unterschiedliche Deckungsaufgaben. Fla-Raketen-Schützen übernehmen mit ihrer Ein-Mann-Rakete „Strela" (Pfeil) den Schutz der Einheit. Mobile Startrampen mit Raketencontainern begleiten die Truppenteile bei allen Handlungen. Und auch, um den Schutz in geringen Höhen zu komplettieren, gepanzerte Gefechtsfahrzeuge, die von den Soldaten stolz „Schilka" genannt werden.

Die 23-mm-Vierlings-Fla-SFL „Schilka" kennen sicher viele Leser der AR. Ist sie doch eines der bewährten Waffensysteme, die zuverlässig bei jedem Wetter und unter allen Lagebedingungen handelnde Truppen und rückwärtige Einrichtungen gegen Angriffe aus der Luft schützen können. Fast unnötig, zu sagen, daß diese Technik in der Sowjetunion entwickelt und produziert wurde.

Kalter Wind fegt über den Übungsplatz, dringt durch den Felddienstanzug. Selbst Sergej Tjumenow, der Sibirier mit dem zutreffenden Namen, ist froh, als es nach kurzem Eröffnungsappell heißt: Auf der Stelle wegtreten! Dabei ist das Wetter keineswegs mit sibirischem Winter vergleichbar. Den Soldaten Tjumenow aber, der nach seiner Armeezeit Kulturgeschichte studieren









möchte, stört die ungewohnte Nässe in der Luft. Wie leicht kann man sich hier einen Schnupfen holen!

In seiner SFL-Besatzung gibt es noch einen anderen Sergej, den Kommandanten Sergeant Bidschiew. Der Kaukasier arbeitet in Kislowodsk als Kraftfahrer. Wörtlich übersetzt heißt seine Heimatstadt Stadt des sauren Wassers. Fast 100 000 Einwohner hat dieser Kurort in den Vorbergen des Großen Kaukasus. Liegt es nun am kislaja woda oder an Sergejs schwarzem Schnurrbart, wer weiß das? Jeder schätzt den Zwanzigjährigen ein paar Jahre älter ein, als dieser wirklich ist. Es gibt auch einige Zuschauer, die ihm wenig Chancen ausrechnen im Wettkampf mit dem Winter. Mit Unterfeldwebel Horst Winter, dem Kommandanten der Partner-SFL. Dieser liegt nämlich in seinem Regiment in den leichtathletischen Disziplinen, auf der Sturmbahn und insbesondere bei der Erfüllung der speziellen Normen der Gefechtsausbildung ganz vorn. Es gibt sogar ein geflügeltes Wort in diesem Truppenteil, das sich auf den gelernten Stahlschiffbauer aus Ribnitz-Damgarten bezieht. Wenn gesagt wird, jemand sei schnell wie der Winter, dann steckt eine ganze Portion Anerkennung dahinter.

Während Sergejs restliche Besatzung aus Genossen mit dem Dienstgrad Soldat besteht, bringen Horsts Kämpfer bedeutend





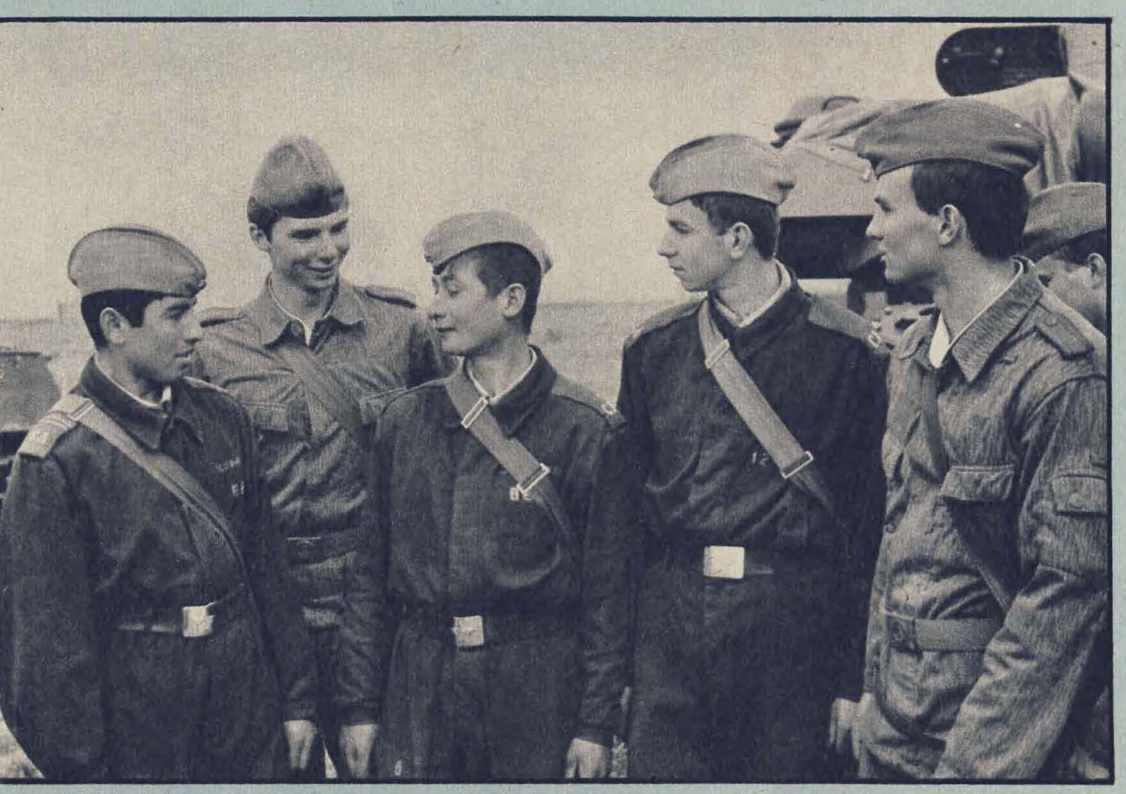
mehr Erfahrung mit in den Vergleichskampf. Den Soldaten Gassanow, Tjumenow und Badlewski als Funkorter 1, Fahrer und Funkorter 2 stehen im NVA-Kollektiv in den gleichen Dienststellungen Unteroffizier Mario Weber, Unteroffizier Maik Hübner und Soldat Christian Behnke gegenüber.

Inzwischen haben die Schilka-Besatzungen wie auch die Partner an den anderen Wettkampfstationen Aufstellung genommen. „Luftziele im Anflug!" Sekundenschnell nehmen die Wettkämpfer ihre Plätze auf dem Gefechtsfahrzeug ein. Es geht wirklich um Bruchteile von Sekunden und Millimetern. Moderne Jagdbomber eines Aggressors könnten in niedrigen Höhen innerhalb von fünf Sekunden mehr als 1000 Meter zurücklegen. Deshalb sind Schnelligkeit und Präzision von den Angehörigen der Truppenluftabwehr gefragt. In unserem Fall müssen Kommandant, Fahrer, Funkorter 1 und 2 das reibungslose Zusammenspiel der elektronischen, Funkmeß- und anderen Systeme realisieren.

Auf das Kommando „B 1 – herstellen" sind rund 50 verschiedene Handgriffe zu verrichten. Schon hat der Funkorter 1 das Ziel aufgefaßt. Der Funkorter 2 neben ihm bewegt fast unmerklich das Entfernungshandrad, begleitet den Zielimpuls auf dem grünlich fluoreszierenden Sichtschirm des Entfernungsmeßgerätes. Dessen Licht hebt sich im







Halbdunkel des Turmes deutlich vom reflektierenden Orangegelb des Rundsichtgerätes ab. Störungen, wie sie beim realen Einsatz vorkommen können, werden hier beim simulierten Funkbild gratis mitgeliefert. Es ist nicht leicht, sich jederzeit voll auf den entscheidenden winzigen Punkt, der zu allem Überfluß immer wieder zu verschwimmen droht, zu konzentrieren. Nun ist er im Visier, genau in der Mitte der vier Geschützläufe. Jetzt steuert das Rechengerät automatisch die Richtantriebe. Kein Manöver könnte im realen Fall dem Aggressor helfen. Fest hat der Kommandant den Pistolengriff der Geschützanlage umfaßt. Feuer!

Kein wummerndes Dröhnen. Keine meterlangen Flammen des Mündungsfeuers. Die Handlungen beider Besatzungen werden in einem Überprüfungsgerät gespeichert.

Auf ein Kommando über Kopfhörer verlassen die acht Mann flink ihre Plätze. Die Luken werden ordnungsgemäß verriegelt. Sprung vom Fahrzeug. Antreten vor der Schilka. Die Männer von Unterfeldwebel Winter stehen schneller. Noch aber ist der Sieg nicht unter Dach und Fach. Die Auswertung und die Kontrolle der Fahrzeuge erfolgt. Alle Beteiligten sind neugierig auf das Ergebnis, klettern auf die jeweils kontrollierte Schilka. Dann steht fest: Beide Kollektive haben sich keinen Fehler geleistet. Der erneute Sprung nun vom Fahrzeug sieht bei den „Winters" bedeutend gelöster aus.

Segeant Bidschiew gratuliert neidlos den Erfolgreicheren, kommt ins Erzählen: „Das ist schon ein Erlebnis. Wir sind alle zum erstenmal auf Soldaten der NVA getroffen. Ganz gut, wenn man selbst gesehen hat, daß man sich auf den anderen verlassen kann. Meine Dienstzeit ist nun bald zu Ende. Klar, daß ich mich auf zu Hause freue. Aber ich wäre gern noch einmal mit den Waffenbrüdern zusammengekommen. Für meine Soldaten wird der heutige Tag ein Ansporn für den weiteren Dienst sein. Vielleicht haben sie noch einmal das Glück, an einem solchen Treffen teilzunehmen."

Lob und Glückwünsche können die NVA-Angehörigen zur Genüge zurückerstatten. Unteroffizier Hübner, der Fahrer, ist überrascht: „Alle Achtung, Sergej war kein bißchen langsamer als unser Winter."

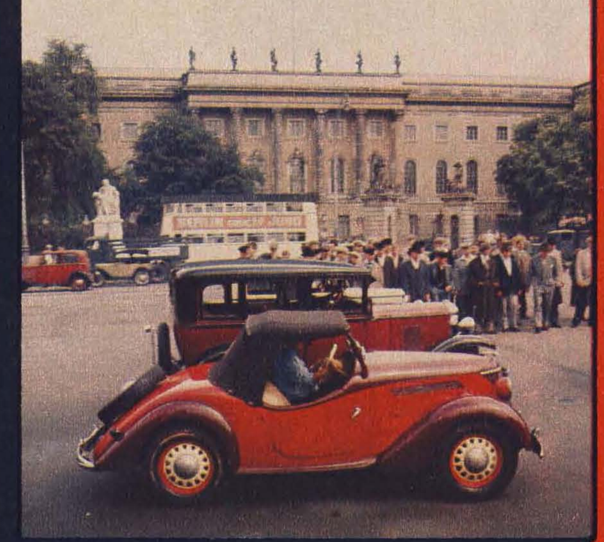
Beim Vergleich der Strela-Schützen, beim Wettstreit der Startrampenbesatzungen, beim Normvergleich der Führungsstationen und bei der Hindernisstaffel haben die Soldaten mit dem roten Stern am Käppi die Nase vorn. Das aber spielt schon bald in den Gesprächen keine Rolle mehr. Viel wichtiger, daß sich die einen wie die anderen als schnell und zuverlässig erwiesen haben. Nicht zuletzt die sowjetischen Köche, die den Teilnehmern des Treffens auf dem Übungsplatz „grusinisch", mit einem Nationalgericht, entgegenkommen. Und auch sie erweisen sich als „schnell wie der Winter".

Text und Bild:
Major Volker Schubert

Nach- denken



über einen von uns







Es war derselbe Ort, an dem wir heute stehen. Vielleicht war es auch ein ebenso freundlicher Frühlingstag wie dieser, jener 10. Mai 1933. Da loderte ein Scheiterhaufen auf dem Berliner Opernplatz, der heute Bebelplatz heißt. Johlende Nazis warfen Bücher ins Feuer. Seghers, Weinert, Lenin, Marx waren ihre Verfasser, auch Heine, der vorausgesagt hatte: Dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen. An jenem Tag lag die achtundsechzigste Gefängnisnacht hinter jenem Mann, den die Nazis ihren gefährlichsten Gegner nannten und der nie wieder frei sein sollte – Ernst Thälmann. Nur wenige Meter von hier, wo wir jetzt stehen, hatte er auf den großen Kundgebungen der Arbeiterklasse gesprochen. So rief er 1931 den Berliner Arbeitern zu: „Heute, am 1. Mai, sind wir hier im roten Berlin, in der Stadt, wo am 14. September die KPD die stärkste Partei wurde, ... zu Hunderttausenden im historisch gewordenen Lustgarten versammelt. Im weißen Zentrum der Regierungsstadt ... leuchten die roten Fahnen des revolutionären Proletariats und künden der unterdrückten Menschheit in Deutschland eine neue Welt, die Welt des Sozialismus."

Und wieder spricht Thälmann an diesem Junimorgen 1985 im Herzen unserer sozialistischen Hauptstadt. Und wieder drängen sich Tausende, um den Vorsitzenden der KPD zu hören. Und wieder das Rot der Fahnen und der Transparente: „Kämpft mit der KPD für Brot, Freiheit und Macht!" und: „Am 14. September wählt Liste 4!" und: „Erwerbslose, wählt nur Kommunisten!" und: „Für Frieden und Sozialismus!" Der Reichstag wird neu gewählt. Mehr als viereinhalb Millionen hoffnungsvoller Menschen werden sich entscheiden für die Kommunisten; in der Reichshauptstadt wird die KPD wählerstärkste Partei sein. Der große Sieg für Thälmann und seine Ge-

nossen kündigt sich an, denn brausender Beifall bricht los, Hüte und Mützen fliegen in die Luft, als der Arbeiterführer den Massen zuruft: „Wir versprechen nichts, was wir nicht unbedingt halten werden!" – „Danke, aus!" Plötzlich eine Frauenstimme über der jubelnden Menge. „Ruhe, bitte Ruhe! Eine Bitte an die Kleindarsteller: Machen Sie Ihre modernen Uhren ab; man sieht sie beim Winken und Beifallklatschen. Danke, Pause!"

Film. Wir erlebten die fünfte Wiederholung einer Szene, in der eben jene große Wahlkundgebung vor dem Sieg der KPD im September 1930 dargestellt wird. Erschöpft, aber lächelnd steigt der Film-Thälmann, der Schauspieler Helmut Schellhardt, von seinem Rednerpodest herab, nimmt dankbar einen Schluck längst kaltgewordenen Kaffee, brennt sich eine Zigarette an, fährt sich über die schwitzende Glatze, die jeden Tag neu rasiert wird und nun frisch überschminkt werden muß. Keine Zeit also für ein paar Worte in Ruhe. Aber sagen will der Hauptdarsteller doch noch, daß er sich sehr über die Disziplin der Soldaten freut, die hier als Berliner Arbeiter und Arbeitslose mitwirken. Die Filmleute hätten erfahren, daß viele Genossen erst nachts aus dem Dienst gekommen sind und wenig Schlaf hatten. Alle Achtung, daß sie so gut mitmachen. Auch uns freut das. Doch mehr noch interessiert uns, ob solche nicht grade alltägliche Abwechslung im Soldatenalltag in diesem Fall, da es um Thälmann geht, mehr bewirkt als nur die Freude, einmal etwas Außergewöhnliches zu erleben. Danach werden wir fragen.

Unser Bildreporter hatte unterdessen nicht nur solche unwiederbringlichen Motive eingefangen wie die (Film-)Polizisten zu Pferde und mit Tschako und Gummiknüppel, wie die Uralt-Automobile und die schwankenden Doppelstock-Omnibusse mit ihrer Chlorodont-Reklame, wie die meterlangen Plakatwände mit Thälmanns Bild und den historischen





Aufrufen. Er hat auch drei junge „Arbeitslose" vor die Kamera gebeten, die uns ein freundlicher Grenzer-Hauptmann vorstellt: „Das sind die Genossen Jacobi, Trommer und Becker aus der Ho-Chi-Minh-Kaserne."

Ja, macht schon Spaß, ist schon interessant, die Filmerei mal so aus der Nähe zu sehen, aber nun möchte man sich auch mal irgendwo hinsetzen, schlaucht nämlich ganz schön, das stundenlange Stehen, hören wir von den drei jungen Männern. Zum Niederlassen bleibt indes nur das blanke Pflaster, auf dem bereits ein paar hundert Amateur-Schauspieler lagern. Soldaten sind nicht zimperlich. Weil man inmitten der vielen tausend Menschen hier am Drehort wirklich nicht miteinander reden kann, treffen

Soldat Thomas Jacobi: „Er wollte dasselbe, was wir wollen. Und dafür stehen wir!"

Soldat Andreas Trommer: „Wenn man ein bißchen überlegt, sieht man, daß Pretoria 1986 nicht weit weg ist von Berlin 1930."

Soldat Herbert Becker: „Wenn wir das tun, was jetzt notwendig ist, dann haben wir ihn richtig verstanden."





wir unsere zweite Verabredung. Wir möchten erfahren, was junge Männer, Anfang zwanzig, für achtzehn Monate fernab ihrer Arbeit, jedoch keineswegs arbeitslos, was also junge Grenzsoldaten denken und fühlen, wenn die Rede ist von Thälmann. Bis später dann, in einem vergleichsweise stillen Zimmer der Kaserne.

„Bitte Achtung, Ruhe bitte! Los!'




Die Stimme der Regisseurin Ursula Bonhoff hallt über den Platz. Die Arbeit wird fortgesetzt an einem großen Film, geschaffen zu Ehren Ernst Thälmanns und zum Gedenken an seinen hundertsten Geburtstag. Ein Kunstwerk entsteht, das Millionen Fernsehzuschauern Leben und Kampf dieses von der ganzen fortschrittlichen Welt verehrten Revolutionärs nahebringen wird. Dieser Film wird ein Ereignis sein auf dem Weg zum XI. Parteitag der SED, unserer Arbeiterpartei, die das fortsetzt und verwirklicht, wofür Thälmann und seine Genossen kämpften. Über diesen Film wird man reden und nachdenken.

Nachdenken und reden, dazu haben wir uns nun zusammengesetzt in vertrauter Grenzer-Umgebung. „Thälmann ist ermordet worden, da waren deine Großeltern junge Leute, wie du jetzt. Du lebst in einer ganz anderen Welt, in einer ganz neuen Zeit. Thälmann, Reichstagsbrand, Gestapo, Buchenwald, das ist doch ferne Geschichte. Oder nicht?"

Ich frage Thomas Jacobi. Der Soldat ist 22 Jahre alt, parteilos, stellvertretender Gruppenführer. „Das stimmt schon, das ist lange her. Und doch wieder nicht, denn der Mörder von Ernst Thälmann steht erst heute vor Gericht. Das ist also Gegenwart, mit der man sich schon auseinandersetzen muß. Ich bin in Buchenwald gewesen. Man hat uns alles erklärt und gezeigt. Vieles wußten wir ja schon von der Schule. Aber wenn man dann genau dort steht, wo auch Thälmann stand und wo die Faschisten ihn erschossen haben, das ist ganz was anderes. Mich hat das nicht gleichgültig gelassen. Ich bin Arbeiter, Ausbaumaurer. Thälmann war Transportarbeiter. Er war so einer wie wir, und er hat dasselbe gewollt, was wir alle wollen: Frieden, Arbeit, ein gutes Leben für alle und nie wieder Krieg. Genau das ist bei uns in der DDR Politik, der XI. Parteitag wird das wieder beweisen. Ich habe gelesen, wenn die deutsche Arbeiterklasse damals einig gewesen wäre, dann hätte Thälmann mit seiner großen Partei den furchtbaren Krieg verhindern können, weil dann die Faschisten nicht an die Macht gekommen wären. Dann hätten meine Großeltern vielleicht schon im Sozialismus leben können. Und dann gäbe es heute keinen imperialistischen deutschen Staat, in dem wieder dasselbe im Gange ist, wogegen Thälmann gekämpft hat. Bei uns kann sich doch kein Mensch vorstellen, was Arbeitslosigkeit und Armut ist, wenn man kein Zuhause hat, überhaupt keine Zukunft. Ich habe einen Brief in die Kaserne gekriegt, den hat mein ganzes Dorf unterschrieben, und alle haben mir alles Gute gewünscht. Ich weiß genau, wie es weitergeht, wenn meine Zeit an der Grenze geschafft ist. Da hab ich meine Arbeit, da ist alles klar. Und klar ist auch, daß ich das verteidigen muß. Wir Grenzer stehen ja ganz vorne, wir sind die ersten, die handeln müssen. Unsere Zeit hier im Grenzausbildungsregiment ist wirklich hart, wir müssen viel lernen. Das ist aber ganz richtig, denn auf uns Grenzer kommt's doch meiner Meinung nach an. Wir müssen auch was aushalten können draußen, ob nun Frost ist oder Hitze, ob Tag oder Nacht. Das muß man auch alles erst lernen. Aber soviel steht fest: Mit uns macht das keiner, was die Verbrecher mit Thälmann und so vielen fortschrittlichen Menschen gemacht haben. Ich bin Arbeiter und kann es vielleicht nicht so gut ausdrükken wie andere, aber das ist klar: Wenn es nötig wird, stehen wir wie ein Mann, da kommt keiner durch. Ich finde, das hat was mit Thälmann zu tun. Und seinen hundertsten Geburtstag können wir eigentlich nicht besser ehren, als wenn wir ordentlich und zuverlässig unseren Dienst an der Grenze tun. Meine Meinung!"

„Ich bin auf ganz andere Gedanken gekommen." Soldat Andreas Trommer, 23 Jahre alt, Zerspaner von Beruf, sucht nach den rechten Worten und findet sie auch: „Die Faschisten hielten Thälmann eingekerkert über elf Jahre lang, damit er getrennt war vom Volk, damit er den Kampf nicht anführen konnte. Genauso ist es mit Nelson Mandela. Er ist wie Thälmann der Vorsitzende der fortschrittlichsten Partei in seinem Land, des ANC. Und genau wie Thälmann wird er von den Unterdrückten und Ausgebeuteten anerkannt als der Mann, der in ihrem Kampf an der Spitze steht. Und so wie Thälmann wird Mandela gefangengehalten, schon dreiundzwanzig Jahre, so lange, wie ich lebe. Für mich gibt es eine direkte Linie von Thälmann zu Mandela. Thälmanns Kampf wird fortgesetzt in Südafrika, in Chile, in Nikaragua. Genau jetzt, wo wir darüber reden. Auch bei uns ist Kampf, obwohl wir ja längst alles erreicht haben, weswegen in diesen Ländern Blut

fließt und Menschen umgebracht werden. Bei uns geht es jetzt darum, das zu schützen und zu verteidigen, was wir oder besser gesagt, unsere Eltern, erkämpft haben. Darin sehe ich den Sinn, daß ich die Waffe trage. Ich weiß nicht, ob ich nach meiner Versetzung in die Grenzeinheit wieder FDJ-Leitungsmitglied bin so wie jetzt. Aber ob so oder so, wenn wir dann über unseren Thälmann-Film diskutieren, müssen wir auch darüber reden, was gegenwärtig in der Welt los ist im Kampf um Frieden und Gerechtigkeit für die Menschen. Sonst hätten wir meiner Meinung nach nichts verstanden, was dieser Film uns doch klarmachen will."

Soldat Herbert Becker, er ist 22 Jahre alt und Stellwerksmeister bei der Deutschen Reichsbahn, scheint der Wortkargste unter den dreien zu sein. Der Eindruck täuscht. Er überlegt nur genau, bevor er tief Luft holt und seine Gedanken freiläßt: „Ich kenne einen Ausspruch von Thälmann, ungefähr so: ‚Es genügt nicht zu wissen, was man zu tun hat als revolutionärer Mensch. Man muß auch den Mut haben zu tun, was notwendig ist.' Und das stimmt. Ich bin Genosse. Von mir wird immer erwartet, daß ich Vorbild bin. Ob in der Ausbildung, ob im Sport, ob im Ausgang – als Genosse hast du Vorbild zu sein. Du mußt anspornen, wenn's nicht so läuft, du mußt Mut machen, wenn einer den Kopf hängen läßt und denkt, er schafft's nicht, du mußt Agitator sein, aber so, daß du nicht ausgelacht wirst, sondern ernst genommen. Mir fällt das schwer. Ich bin kein Meister, der alles kann. Ich bin auch mal sauer und kaputt, ich bin auch mal traurig wegen zu Hause oder wenn kein Brief kommt, ich schaff und versteh auch nicht alles auf Anhieb. Aber Kommunist sein heißt eben, sich doppelt anzustrengen, vorneweg zu marschieren, Haltung zu zeigen,



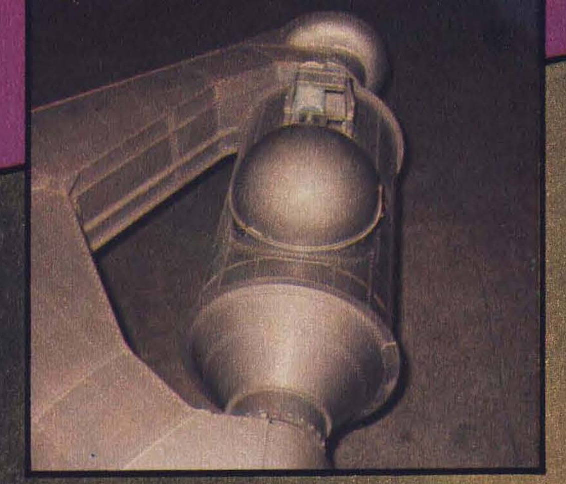


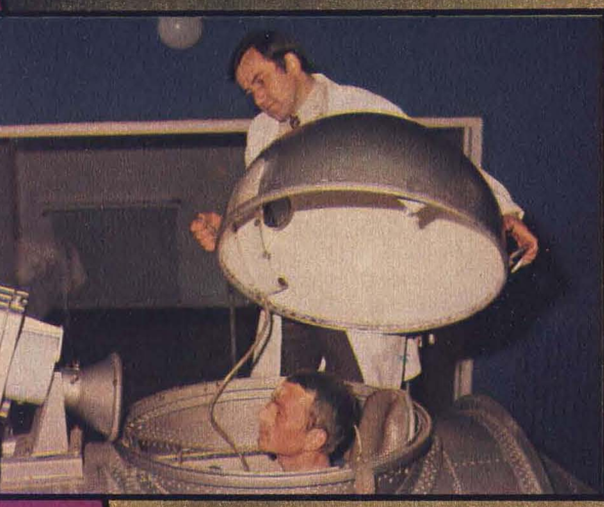
keine Gleichgültigkeit zuzulassen und dafür zu sorgen, daß die Kumpels ihre privaten Probleme im Spind einschließen, bevor sie rausgehen. Denn an der Grenze gibt's nur eines: wachsam sein, klaren Kopf behalten und niemals denken: Gestern war's ruhig, wird es heute wieder ruhig sein. Nein, jeden Tag neu anfangen, neu antreten, sich klar sein, was das heißt – dem Feind keine Chance. Der darf wirklich keine Chance haben. Dafür muß ich als Genosse zuerst gradestehen. Und wenn das schwerfällt, kann man ja mal an Thälmann denken, an Menschen, die ganz was anderes auf sich genommen haben. Und da überblickt man die eigenen Schwierigkeiten wieder ganz gut. Ich las kürzlich einen Satz von ihm, daß wir als Soldaten der Revolution treu zu unserer Sache stehen müssen, daß wir unbedingt verläßlich sein müssen, zuversichtlich und kampfesmutig in jeder Situation. Bei uns an der Grenze gibt es Situationen, wo es haargenau darauf ankommt.

Wir wollten ja ursprünglich über Thälmann nachdenken und reden. Für mich heißt das nichts anderes, als über uns selber nachzudenken, denn Thälmann ist doch einer von uns."

Als wir uns an diesem Tag mit guten Wünschen voneinander verabschieden, ist es noch ein gutes Stück Weg bis zu jenem Ereignis, das unser Leben in den nächsten Jahren bestimmen wird – der XI. Parteitag, auf dem das bemessen, benannt und zu unser aller Pflicht und Ziel erhoben wird, was es fortan zu bewältigen gilt. Drei von vielen Millionen Menschen, die dafür ihr Bestes geben werden, haben wir kennengelernt. Drei Soldaten, die zu ihrem Wort stehen. Wie Thälmann, kampfentschlossen.

Text: Karin Matthées
Bild: Wolfgang Fröbus







WIML

Diese vier Buchstaben kennzeichnen ein ganz besonderes Institut in Warschau. In diesem dürfen allen Ernstes erwachsene Männer Karussell fahren. Oder sie müssen längere Zeit in der Kammer sitzen. In einer Unterdruckkammer, in der bestimmte Höhen simuliert werden. Das Karussell, das wie ein kleines U-Boot auf dem Trockenen aussieht, ist eine

Zentrifuge, mit welcher Bedingungen geschaffen werden, die der mehrfachen Erdbeschleunigung entsprechen.

WIML – das ist die Abkürzung für Wojskowy Institut medycyny lotniczej – zu deutsch: Luftfahrtmedizinisches Institut. In dieser wissenschaftlichen Einrichtung werden regelmäßig die polnischen Militärflieger auf Flugtauglichkeit untersucht. Das Messen der Gehirnströme, die Prüfung des Vestibularapparates – jenes Gleichgewichts- und Drehsinnesorganes im Ohr – auf einem speziellen Drehstuhl, der Belastungstest des Herz-Kreislauf-Systems und andere Untersuchungen dienen sowohl einer hohen Flugsicherheit als auch der Gesundheit der Piloten.

Und für jeden Jungen in unserem Nachbarland, der diesen militärischen Beruf ergreifen möchte, entscheidet sich im WIML, ob sein Traum vom Fliegen realisierbar ist.

Text: Major Volker Schubert
Bild: Stanisław Syndoman





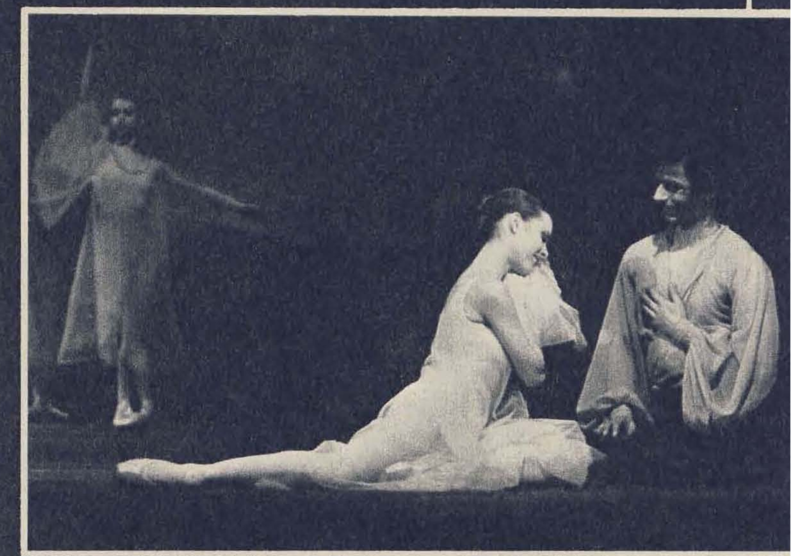
Auf Spitzen, doch auf festem Grund

Das Sprichwort sagt: „Es gehört mehr zum Tanz als rote Schuhe." Wie wahr! Ballettprobe. Fensterloser, neonbeleuchteter Raum. Spiegelwand. Die Exerzierstange ringsum. Harter Fußboden. Angela Reinhardt und ihr Partner Thomas Vollmer in schwarzen Trainingstrikots. Schweißnaß beide, keuchend, daß man es trotz der raumfüllenden Musik hört. Fast eine Stunde schon Sprünge, Hebungen, Drehungen, große Schritte, winzige Schritte, Ineinanderstürzen, Auseinandergleiten. Fast eine Stunde schon harte Arbeit und Ringen um den weichesten, zärtlichsten Ausdruck für diese Liebesgeschichte, von der das Ballett „La mer" erzählt. Ein normaler Arbeitstag für Angela Reinhardt. Das ist jetzt und hoffentlich für lange ihr Leben. So hat sie es sich gewünscht:



Das zierliche, federleicht scheinende Mädchen wischt sich den Schweiß vom Gesicht, folgt aufmerksam den Hinweisen des Probenleiters: „Angela, bei sieben mehr aus der Schulter, ja? Und denk an die Hand – weicher, weicher. Dann den Bogen mehr auslaufen und genau in die Diagonale fallen. Oberkörper nach hinten, weg mit dem Po!" Es wimmelt von Fachausdrücken wie pas de chat, relevé, grand plié, attitude. Angela nickt mit ernstem Gesicht. Sie hat noch viel zu arbeiten an dieser Partie; die Premiere rückt heran.

„Ein kurzer Reigen ist bald getanzt." Sprichwortweisheit. Eine Hauptrolle in einem klassischen Ballett verlangt zumindest eisernen Fleiß, zu beweisen in den täglich stattfindenden Proben, im Zwei-Schicht-System, nicht selten volle fünf Stunden lang. Nie erlahmender Fleiß wird im gleichfalls täglichen Training erwartet. Und die Lust darf nicht nachlassen, wenn beim Exerzieren an der Stange zum abertausendsten Male die immer gleichen Übungen auszuführen sind – in der Vorstellung muß dem Publikum makellose Tanzkunst geboten werden. Hat sich Angela ihren Traum-Beruf so vorgestellt? „Ich habe überhaupt nicht daran gedacht, daß es auch so schwer sein könnte. Im Kindergarten schon habe ich gern getanzt, mich gern bewegt. Meine Schulfreundin hat mich später zur Laientanzgruppe mitgenommen. Und ehe ich es richtig mitbekam, war ich schon Schülerin der Staatlichen Ballettschule. Vom zehnten bis siebzehnten Lebensjahr habe ich dort gelernt und studiert und meinen Abschluß als Bühnentänzer erworben", erzählt Angela. Offenbar mit einem glänzenden Zeugnis, denn nur die Besten dürfen hoffen, sofort an die Komische Oper Berlin engagiert und in ein Ensemble ausgezeichneter Bal-



lettkünstler aufgenommen zu werden. „Na ja, es war ganz gut." Mehr sagt das bescheidene Mädchen mit dem großen Talent nicht über sich.

Obwohl erst im dritten Berufsjahr und gerade zwanzig, wurde Angela bereits als Solotänzerin berufen. Sie tanzt die Odette in Tschaikowskis „Schwanensee", man übertrug ihr Partien in Prokofjews „Romeo und Julia", im „Italienischen Konzert" von Bach, in der „Pastorale" von Beethoven, sie erarbeitet sich soeben die Hauptrolle in Debussys „La mer" und bereitet sich darauf vor, das unglückliche Mädchen Ottilie in dem Ballett „Wahlverwandtschaften" zu verkörpern. Und dies im ursprünglichsten Sinne des Wortes. Allein mit ihrem Körper erzählt sie die traurige Geschichte einer aussichtslosen ersten Liebe. Mit Bewegungen nur führt sie ein ganzes Menschenschicksal vor. „Ich freue mich darauf", sagt Angela. „Die schwermütige Musik Franz Schuberts zieht mich an, und diese Liebesgeschichte fasziniert mich. Goethe hat sie geschrieben. Ich habe den Text studiert und weiß nun, wie ich diese Rolle tanzen muß. Die Ottilie ist mir vertraut. Sie hatte das Unglück, sich in den Falschen zu verlieben. Ich bewundere ihre Haltung, ihre Konsequenz, und ich fühle mit ihr." Doch hoffentlich nicht aus eigener Erfahrung? „O nein, im Gegenteil, ich bin rundherum glücklich! Aber die Arbeit an einer so großen Rolle muß ich ernst nehmen; sie verlangt viel eigenes Empfinden. Technisch kann man die Choreographie verhältnismäßig schnell einstudieren, obwohl sie aus Hunderten einzelner Elemente besteht. Das prägt man sich ein, so wie Vokabeln etwa. Und da



vergißt oder verwechselt man auch nichts. Die Technik ist aber nur die eine Seite. Mindestens ebenso schwer ist es, die tänzerisch beste Gestaltung zu erreichen. Das kostet mehr Schweiß und Nerven als die kompliziertesten Sprünge."

Wenn Angela tanzt, scheint sie ein schwereloses Wesen aus Licht und schwebender Bewegung zu sein. Um so erstaunlicher, wie handfest ihre Ansichten vom Leben sind: „Fest steht, ich will ein Kind haben. So seltsam es klingen mag – ich geh auch gern mal tanzen, in die Disco, schon weil ich auch die Pop-Musik mag. Und trotz aller Disziplin verkneife ich mir auch keinen Eisbecher mit Sahne. Bücher brauche ich, und wenn ich mit Goethe und anderer Arbeitsliteratur durch bin, lese ich auch mal einen Krimi."

Trotz ihrer hohen Sprünge steht Angela mit beiden Beinen fest auf der Erde. Wohl nicht zuletzt deshalb übertrug man ihr die Leitung einer FDJ-Gruppe. Wie packt sie das? „Für langweilige Pflichtveranstaltungen zum Abhaken ist uns die Zeit zu schade. Ich muß mir etwas einfallen lassen, damit wir bei unseren FDJ-Zusammenkünften natürlich etwas lernen, aber mit Vergnügen und Spaß daran. Gegenwärtig jedoch konzentriere ich mich ganz aufs Tanzen, auf die Arbeit an dem Stück, das wir jetzt probieren. Tanz, das ist mein Lebensinhalt. Es ist für mich wunderbar, daß ich Musik in sichtbare Bewegung verwandeln kann. Mit dem Tanz kann ich etwas ausdrücken, darstellen, erzählen. Und wir Tänzer setzen alles ein, um dem Publikum an einem Ballettabend das Erlebnis von Harmonie, Schönheit und Menschlichkeit zu vermitteln. Übrigens, draußen in unserem Mitteilungskasten hängt ein Ausspruch. Er drückt genauer aus, was ich meine und warum ich nichts anderes möchte. Und jetzt muß ich wieder in den Ballettsaal. Ottilie wartet!"

*

Umrahmt von Probenterminen und Bekanntmachungen ist zu lesen: „Der Tanz ist die flüchtigste aller Künste. Er gehört so ganz dem Augenblick und kann doch über diesen Augenblick hinaus wirken – er vermag zu erfreuen und zu begeistern, zu beglücken und zu befreien – er kann zum nachhaltigen Erlebnis dann werden, wenn er sich in seiner künstlerischen Gestalt erfüllt und vollendet."

Text: Karin Matthées
Bild: Arwid Lagenpusch

Autogramm-Anschrift:
Komische Oper,
Ballett-Direktion,
1086 Berlin,
Behrenstraße 55–57
PF 1311

Fortsetzung von Seite 43

gerschaft der rassistischen Terrororganisation Ku-Klux-Klan wie auch der American Nazi Party, der US-amerikanischen Neofaschisten, größtenteils aus verarmten, weißen kleinbürgerlichen Schichten des Südens rekrutieren. Arbeitslosigkeit treibt viele Arbeiter- und Bauernsöhne in die Freiwilligenarmee des Pentagon oder in die Söldnerbanden der CIA.

Der „Erzähler" im Lied trauert über das völlig zerstörte Richmond (Virginia), damals die Hauptstadt der Konföderierten Staaten von Amerika. Das war im Hungerjahr 1865. Er könne nicht verstehen, „warum sie das Beste nahmen, was wir hatten". Als Richmond von den Truppen der Nordstaaten belagert wurde und die Lage schon hoffnungslos war, da hat aber gerade die Regierung der Konföderation auf Fortsetzung des aussichtslosen Kampfes bestanden – und die Zerstörung Richmonds verschuldet. Was also war „das Beste", das aus Old Dixie kam?

Ich verbrachte 14 Jahre meines Lebens dort, genau in Louisiana. Aber ich muß lange nachdenken, um etwas Gutes zu finden: Es ist die Volksmusik, das heißt die wilden, traurigen Lieder der weißen Arbeiter und Bauern, die bittersüßen Bluesklänge und der Dixieland-Jazz der Afroamerikaner. Kein Krieg konnte sie vernichten. Sie blieben. Aber die Plantagen der einstigen Sklavenhalter blieben auch. Heute, fast 120 Jahre nach dem amerikanischen Bürgerkrieg, herrschen im Süden nach wie vor viele der alten Familien. Den „Masters" von damals folgten in Generationen die heutigen. Sie leben in ihren Prachtvillen. An bestimmten Tagen darf man diese – selbstverständlich gegen Eintrittsgeld – besichtigen und bewundern. Herrliche englische und französische Möbel aus dem 18. Jahrhundert sind dort ebenso zu sehen wie glitzernde Kristalleuchter und goldumrahmte Spiegel, Meißner- und Havillard-Porzellanstücke zieren verschwenderisch die großen Räume, wo einst die „Belles" in ihren Krinolinen mit den jungen Offizieren tanzten, wo weißlivrierte Sklaven die Herrschaften bedienten. Die Urenkelinnen tanzen auch heute noch hier – und weißuniformierte Afroamerikaner bedienen sie.

Wie die Dame des Hauses damals leise erklärte, liegen hinter dem Villenkomplex, durch ein kleines Anwesen getrennt, die „ehemaligen Sklavenquartiere" – eine lange Reihe grauer Hütten. Nein, unbewohnt seien sie nicht. Wer wohnt darin? Die Urenkel und Urenkelinnen jener Sklaven, die 1863 auf dem Papier befreit wurden. Heute sind sie Lohnsklaven. Die grassierende Arbeitslosigkeit und die elende Situation in den städtischen Slums binden sie heute ebenso fest an ihre Ausbeuter und an die armseligen grauen Hütten wie einst die Peitschen und die Hunde der „Masters" ihre Vorfahren.

Während Herr und Frau Parlange – Plantagenbesitzer, die ich in Louisiana gekannt habe – ihren Whisky auf der schattigen Veranda oder in ihrem grandiosen Wohnzimmer genießen, pflücken Neger unter der glühend heißen Sonne Baumwolle, ernten Zuckerrohr oder Reis. Diese Afroamerikaner kannte ich auch, aber nicht mit ihren Familiennamen, weil sie mir von den Parlanges nie gesagt worden waren. Vielleicht haben sie diese Namen selbst vergessen – es waren ja bloß Schwarze für sie. Ich kenne keine krassere Illustration des Marxschen Mehrwertgesetzes als das Leben auf einer Plantage im amerikanischen Süden. Auch heute ist das noch so.

Ja, das ist Old Dixie, wie es leibt und lebt. Von dort kommen immer wieder neue sogenannte Falken nach Washington, um die Interessen der Nachkommen jener „Masters" aus der Sklavenhalterzeit zu vertreten. Falken wie die Senatoren Jesse Helms und John Stennis aus Old Dixie gehören zu den reaktionärsten Kräften im USA-Senat. Noch heute weht die Fahne der Konföderation im südlichen Wind und wird von Millionen Konservativen verehrt, die sich den aggressivsten imperialistischen Kreisen willig zur Verfügung stellen und ihre friedengefährdende Konfrontationspolitik begeistert befürworten.

Deshalb singe ich, die ich im Süden der USA aufgewachsen bin, heute als DDR-Bürgerin auf Foren und Treffen mit jungen Menschen keine Lieder für Old Dixie.

Text: Leah Ireland-Kunze
Illustration: Peter Dittrich

Maschinenpistole AK-74 (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	5,45 × 39 mm
Masse ohne Magazin	3,6 kg
Länge	956 mm
Lauflänge	415 mm
Länge des gezogenen Teils	378 mm
Drallänge	195 mm
Anzahl der Züge	4
Visierlänge	375 mm
Magazininhalt	30 Patronen
Anfangsgeschwindigkeit	900 m/s
Masse der Patrone	10,59 g
Masse des Geschosses	3,415 g
Schußentfernung	400–600 m
Feuergeschwindigkeit	650 Schuß/min

Die AK-74 ist ein Gasdrucklader wie ihre Vorgänger aus der Kalaschnikow-Waffenfamilie: Sie besitzt einen Drehknopfverschluß mit zwei Verriegelungswarzen. Das Visier ist verstellbar und als Kurvenvisier mit U-Kimme und Balkenkorn ausgeführt. Aus der AK-74 kann wahlweise Einzel- oder Dauerfeuer geschossen werden.



Radspähpanzer Renault VBC-90 (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	12,8 t
Länge der Wanne	5495 mm
Breite	2490 mm
Höhe	2550 mm
Antrieb	Dieselmotor MAN D.2356 HM 72
Leistung	173 kW
Höchstgeschwindigkeit	92 km/h
Watfähigkeit	1200 mm
Steigfähigkeit	60%
Fahrbereich	1000 km
Bewaffnung	1 Panzerkanone 90 mm 2 Maschinengewehre 7,62 mm
Besatzung	3 Mann

Das Sechsradfahrzeug (Antriebsformel 6 × 6) ist mit einem Laserentfernungsmesser und Nachtsichtgeräten ausgestattet. Aus der Panzerkanone werden Hohlladungsgranaten verschossen, die eine Anfangsgeschwindigkeit von 950 m/s haben und jeweils 3,65 kg wiegen. Der Spähpanzer führt einen Munitionsvorrat von 45 Granaten und 4000 MG-Patronen mit. Er ist nicht schwimmfähig.

Leichter Transporthubschrauber Westland WG. 13 „Lynx" (Großbritannien)

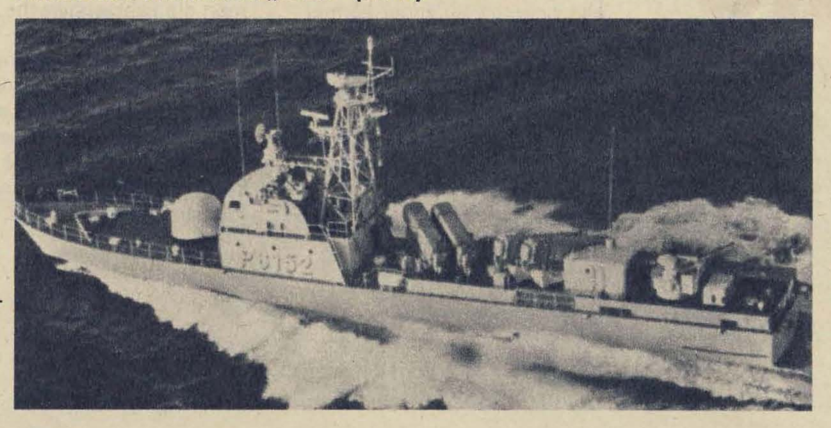


Taktisch-technische Daten:

Leermasse	2682 kg
maximale Startmasse	4309 kg
Rumpflänge	11,91 m
Höhe	3,43 m
Rotorkreisdurchmesser	12,80 m
Antrieb	zwei TL-Triebwerke Rolls Royce BS. 360-07-26 Gem-41-2
Leistung	je 662 kW
Höchstgeschwindigkeit	333 km/h
Marschgeschwindigkeit	274 km/h
Gipfelhöhe	3230 m
Reichweite	540 km
Bewaffnung	zwei bis vier zielsuchende Torpedos oder acht PALR oder Wasserbomben und Raketen
Besatzung	2 + 10 Mann

Der leichte Transporthubschrauber WG. 13 „Lynx" besitzt einen halbstarren Vierblattrotor am Triebwerkshöcker und zwei nebeneinanderliegende Triebwerke, die am Rumpf aufgesetzt sind. Die Kabine ist abgesetzt und besitzt beiderseitig eine große Schiebetür für den raschen Ein- und Ausstieg. Zum Unterstellen in Schiffshangars können die Rotorblätter nach rückwärts geklappt und verzurrt werden. Verwendet wird die Maschine als U-Jagd-Hubschrauber, als Mehrzweck- und als Verbindungshubschrauber in den Armeen einiger NATO-Staaten.

Raketenschnellboot „S 52" (BRD)



Taktisch-technische Daten:

Höchstverdrängung	265 ts
Länge	47,0 m
Breite	7,0 m
Tiefgang	2,7 m
Antrieb	4 Dieselmotoren Maybach-Mercedes MD 872 mit je 2650 kW
Höchstgeschwindigkeit	38,5 kn
Fahrstrecke bei 30 kn	600 sm
Bewaffnung	4 Schiff-Schiff-Raketen „Exocet" 76-mm-Universalgeschütz 40-mm-Geschütz 8 Grundminen
Besatzung	30 Mann

„S 52" ist eins von insgesamt 20 Raketenschnellbooten des Typs 148, die in den Jahren 1973 bis 1975 von der Bundesmarine in Dienst gestellt wurden. Sie bilden das 3. Schnellbootgeschwader (Flensburg) und das 5. Schnellbootgeschwader (Olpenitz), bei dem auch „S 52" in Dienst steht.

AR-Leser Jörg Hesse aus Berlin wurde im Herbst vergangenen Jahres zum Reservistenwehrdienst einberufen. Als Soldat nahm er in der 7. Kompanie des mot. Schützenregiments „Rudolf Renner" an einer dreitägigen Bataillonsübung teil. Über diese Bewährungsprobe schrieb er dem Soldatenmagazin.

Drei Tage ging's rund

Der Höhepunkt unserer Ausbildung beginnt. „Aufsitzen!" Auch wenn diesmal keiner die Zeit stoppt, soviel ist klar – die Norm von neun Sekunden wird gehalten. Ist doch Ehrensache, besser: Reservistenehrensache. Immerhin haben wir uns für die Übung ein Ziel gesteckt: die Note Eins. Wir wollen sie erreichen. So eine Leistung soll bisher noch keinem Reservistenbataillon der NVA gelungen sein. Das ist für uns ein großer Ansporn. Wir müssen beweisen: Nach drei Monaten Ausbildung kann ein Reservistenbataillon eine Kampfkraft entwikkeln, die der anderer Einheiten gleichkommt.

Irgendwie ist das seltsam. Der „Bim", wie wir den Schützenpanzer BMP-1 nennen, scheint größer geworden zu sein. Wie war das doch, als wir zum erstenmal einstiegen? Bernds entsetzte Frage klingt mir immer noch in den Ohren: „Was denn, in dieser Schüssel sollen wir sechs Mann Platz finden?" Dagegen ist doch der Trabi eine Luxuslimousine. Und erst die Fahrt! Nach zehn Minuten glaubten wir um zehn Zentimeter geschrumpft zu sein. Das Kommando „Absitzen!" war wie eine Erlösung. Wir waren uns alle sicher: Viel länger könnte man es in so einem Gefährt nicht aushalten. So mancher hätte lieber die gesamte Strecke zu Fuß zurückgelegt.

Thomas ist eingenickt. Die Füße zwischen das Marschgepäck geklemmt, die Schutzausrüstung im Nacken, holt er ein wenig Schlaf nach. Die letzte Nacht war ja auch verdammt kurz. Durch die Vorbereitungen hatte sich die Nachtruhe verzögert. Um vier Uhr dann der Alarm; aber ein Alarmruf schreckte uns längst nicht mehr. Vor einem Monat, als der Gefechtsalarm auch für die Offiziere unerwartet kam, war das ein Ereignis. Ehrlich – bis dahin hätte ich nie geglaubt, daß sie so schnell bei ihren Einheiten sein könnten. Sie hatten den Gefechtspark sogar vor uns erreicht. Wenn ich daran zurückdenke, rieselt's mir den Rücken 'runter. Erst nach zwei Stunden Gewißheit, daß es sich um eine Übung handelte, während der gesamten Fahrt die Gedanken an die Kinder und die Frau. Wer weiß denn, ob nicht jenseits der Barrikade jemand den Sinn für die Realitäten verloren hat? Auszuschließen ist das ja nie.

Draußen beginnt es zu dämmern. Wir nähern uns mit der BMP-Kolonne wohl unserem ersten Ziel, dem Wechselkonzentrierungsraum. Unteroffizier Peter Juckel stoppt, fährt rückwärts, hält. „Absitzen! Soldat Kriebsch und Soldat Wagner! Sie übernehmen die Fahrzeugwache, die anderen beginnen mit der Tarnung!" Unterleutnant Jörg Skudler, Kommandant unseres Schützenpanzers und Führer des dritten Zuges, gibt schnell einige Befehle, ist schon einige Minuten später beim Kompaniechef, Oberleutnant Henry Schmidt. Das Tar-



nen dauert nicht lange. Wir haben's auch oft genug geübt. Frühstück, Wachablösung. Die Kanonen der Schützenpanzer werden justiert, das heißt, die Waffen werden genau eingerichtet. Das machen die Richt-Lenk-Schützen; und wie die Ergebnisse der letzten Schießen zeigten, verstehen sie ihre Aufgaben sehr gut. Gleich gibt es Mittag. Wenn man nur wüßte, wann es genau weitergeht! „Aufsitzen!" Das war wieder einmal ein schnelles Essen. „Jetzt fahren wir bestimmt zum Schießplatz", meint Detlev. Eine Stunde später sind wir tatsächlich dort.

Und dann geht's richtig los. Eine Verteidigungsstellung ist auszubauen. Unteroffizier Bernhard Turow, unser Gruppenführer, weist die Plätze für die Schützenlöcher zu, dann heißt es, Pionierspaten raus und graben. Angst vor Blasen hat niemand mehr. Die Spatenstiele sind längst griffig geworden. Wie gut, daß wir in den letzten Wochen so viele Kubikmeter Sand bewegt haben. Langsam kennt man schon jeden Trick, der die Arbeit erleichtert.

Jetzt läßt uns das Wetter im Stich. Die himmlischen Schleusen öffnen sich. Zwanzig Meter sind es höchstens bis zum „Bim". Aber bis ich dort ankomme, um vor diesem Platzregen Schutz zu suchen, ist es zu spät. Bis auf die Unterwäsche – alles zum Auswringen! Da hilft nur noch eins – weiterarbeiten, sich warmhalten, bis die Sachen getrocknet sind. Was Wunder, daß wir diesmal alle Normen im Graben unterbieten?

Gleich sind wir mit der Arbeit fertig, und dann beginnt für uns die Gefechtsaufklärung. Das bedeutet, wir müssen die vordersten Linien des „Gegners" erkunden. Damit bestimmen wir jetzt ganz wesentlich mit über den Erfolg der gesamten Übung; denn wenn wir seine Stellungen und Waffen nicht rechtzeitig entdekken, müssen die anderen Kompanien den Kampf gegen einen unbekannten „Gegner" führen. Wir stoßen auf einen „feindlichen" Gefechtsaufklärungstrupp, eine auftauchende Attrappe. Da anzunehmen ist, daß auch er uns „entdeckt" hat, erhalten wir den Befehl, ihn zu vernichten. Nach dieser Aufgabe kehren wir in unsere Stellungen zurück. Ruhepause, für Wolfgang und mich im überdachten Graben, für die anderen im Schützenpanzer. Wolfgang überrascht mich damit, daß er sich eine völlig unmilitärische Pudelmütze überstülpt. Eingemummelt in unsere Decken, stört uns nicht einmal das dröhnende Nachtgefechtsschießen der anderen Kompanien.

„Fertigmachen zum Aufsitzen!" Und das um fünf Uhr! Eine kurze holpernde Fahrt, dann steht das ganze Bataillon auf einem Waldweg. Jetzt habe ich Fahrzeugwache. Einen Kontrolloffizier bemerke ich erst im letzten Moment, für die Parole viel zu spät. Er meint, daß es mit der Note Eins für die Bataillonsübung wohl nichts werde, weil nach diesem Nachtgefechtsschießen, welches gerade mit einer Zwei beendet wurde, die Nächsten fast alle Ziele vernichten müßten. Das sei kaum denkbar, erst recht nicht für eine Reservisteneinheit. Ob er weiß, daß wir, die 7. Kompanie, das alles entscheidende Tagesgefechtsschießen bestreiten werden? Wir haben die anderen Kompanien aufgerufen, um die Note Eins und den Titel „Bestes Bataillon" zu kämpfen; unsere früheren Schießergebnisse haben uns dazu ermutigt, und nun sollte es uns nicht gelingen, dieses Ziel zu erreichen? Da müssen wir halt schießen wie die Weltmeister! Das sind wir nicht nur den anderen Kompanien schuldig, sondern eigentlich dem Ruf aller Reservisten. Wir müssen zeigen, daß dieses Ziel real ist. Und das sind wir auch denen schuldig, die jetzt für uns zu Hause arbeiten, im Betrieb, an der Hochschule, an der Akademie...

Geschafft! „Sehr gut". Zwei Ziele weniger hätten es aber nicht sein dürfen! Wieder sitzen wir im BMP, denn der zweite Teil der Übung findet in einem anderen Übungsgelände statt. Angriff. Auch das haben wir oft genug geübt, und vieles geschieht schon automatisch. Aber nach zwei so kurzen Nächten ist das trotzdem kein Zuckerschlecken. Das ist jetzt nur noch eine Frage des Willens und der Konzentration. Vor allem gilt es beim Angriff, die Nachbarn im Auge zu behalten. Weder darf man zu weit vorlaufen und sich so dem eigenen Feuer aussetzen, noch darf man zurückbleiben und dann andere



gefährden. Es ist schon beeindruckend, wie ein ganzes Bataillon geschlossen vorgeht. Das motiviert einen, das zeigt den Nutzen militärischer Disziplin!

Endlich eine Verschnaufpause. Während wir unsere Waffen reinigen, führt die 8. Kompanie die vollständige Spezialbehandlung durch. Sie waren in einen als chemisch verseucht geltenden Kampfabschnitt geraten und müssen nun sich und ihre Ausrüstung säubern, um wieder einsatzbereit zu sein. Inzwischen warten wir auf Oberleutnant Schmidt, unseren Kompaniechef. Eine letzte Zwischenauswertung. Wir liegen gut im Rennen, meint er. Unser Ziel ist in greifbare Nähe gerückt. Zwei Aufgaben stehen noch vor uns. Zuerst müssen wir nachweisen, daß wir uns auch nachts taktisch richtig verhalten, dem „Gegner" nicht etwa unsere Verteidigungslinien verraten. Und dann haben wir in den Morgenstunden noch ein Minenfeld aufzuklären und zu räumen.

Vorher aber noch ein gutes Abendbrot. Unser Stabsfeldwebel Nelamischkis hat wieder einmal das Beste herangeschafft. Überhaupt können wir uns nicht über die Versorgung beklagen, höchstens über uns selbst. Wie immer hatten wir viel zu viel eingepackt. Wie am ersten Tag bei der Einberufung ... Da meldeten wir uns am Kasernentor mit Reisetaschen und Koffern, ausgerüstet wie für ein viertel Jahr Überlebenstraining in der Wüste!

Also, munter bin ich jetzt am dritten Tag nicht gerade. Dreimal ein Stündchen Schlaf, dazwischen Wache, eine halbe Stunde Fahrt. Zum Glück waren die Minen schnell gefunden und auch problemlos geräumt. Jetzt sitzen wir wieder im Schützenpanzer, aber an ein Nickerchen ist nicht zu denken, denn wir fahren soeben über eine richtige Schüttelpiste. „Absitzen!" Auch das noch! Muß das denn sein? Eingraben? Und ich hatte gehofft, den Spaten nicht mehr ausklappen zu müssen ... Aber so kurz vor dem Ende schlappmachen? Nein. Zähne zusammenbeißen und auch den letzten Teil packen.

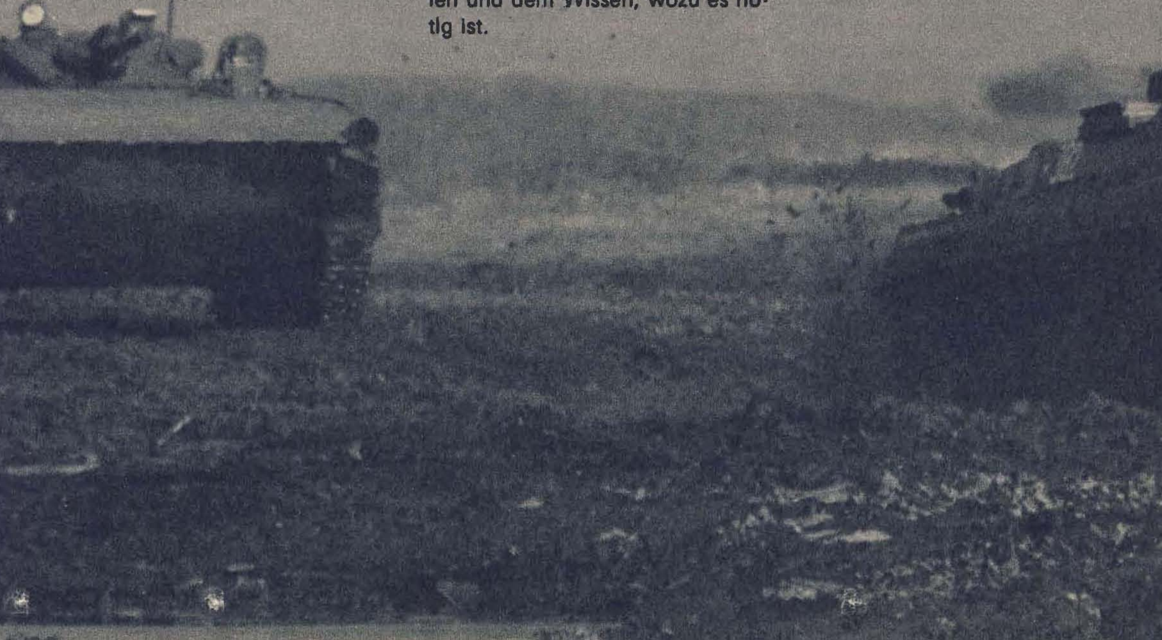
Wie stolz sind wir dann beim Regimentsappell in der Kaserne. Major Messerle, der Kommandeur, schätzt unsere Leistungen mit „sehr gut" ein. Wir hätten unser Ziel als Reservistenbataillon geschafft. Dabei ist es noch gar nicht so lange her, daß wir nach einem halben Tag Taktikausbildung völlig erschöpft zu Boden sanken. Es ist doch erstaunlich, wie rasch man seinen Körper für solche harten Forderungen trainieren kann. Immerhin sind nur wenige von uns nunmehr schon gedienten Reservisten jünger als 30 Jahre. Aber man kann das alles schaffen – mit einem festen Willen und dem Wissen, wozu es nötig ist.

Zum Abschluß des Reservistenwehrdienstes interviewte Jörg Hesse seinen Kompaniechef, Oberleutnant Henry Schmidt:

Der vierte Bestentitel

Genosse Oberleutnant, vier Bestentitel für die Kompanie in nur einem Jahr. Da haben Sie doch ein Geheimrezept?

Eine Ausbildungskonzeption haben wir schon, aber geheim ist sie nicht. Allerdings unterscheidet sich meine Kompanie, wie Sie wissen, von anderen dadurch, daß sie eine Reservisteneinheit ist. Viermal jährlich stellen wir uns also dem Kampf um den Bestentitel. Viel Zeit, zum gemächlichen Eingewöhnen etwa, bleibt da natürlich nicht. Es gibt einen guten Grundsatz bei uns: Zusammenarbeit mit allen Unterstellten. Vor allem beziehen wir die Mitglieder der SED und die der FDJ so weit wie möglich in alle Aufgaben ein. Auch Sie werden das bestimmt gespürt haben. Diese Genossen haben am hohen Niveau der Ausbildung wesentlichen Anteil, helfen mit, daß wirklich jeder sein Bestes gibt. Doch Vorbereitung alleine reicht nicht aus. Deshalb nutzen wir alle Möglichkei-



ten des sozialistischen Wettbewerbs von der Wandzeitung bis zu den Belobigungen. Jeder muß seine Stärken und Schwächen kennen, muß genauso über die anderen Bescheid wissen, damit gemeinsam die Ziele erreicht werden.

Wie gelingt es Ihnen, aus jungen Offizieren, 18- bis 20jährigen Unteroffizieren und „alten Herren" innerhalb von einem Vierteljahr ein festes Kampfkollektiv zu schaffen?

Ja, als „alter Herr" bezeichnet sich mancher, wenn er gerade einberufen wurde, aber sagen Sie das zu keinem, der kurz vor dem Ende der Reservistenzeit steht! Da hat fast jeder schon ungeahnte Reserven in seinem Körper entdeckt. Ihnen erging es ja auch so. Ich selbst, Jahrgang '60, bin ja jünger als die meisten meiner Soldaten. Viele ihrer kleinen Sorgen und Nöte, ihre Gedanken an Frau und Kinder kann ich verstehen, da ich selbst Familie habe und meine drei Kinder nicht gerne längere Zeit ohne Papa lasse. Bei den Unteroffizieren ist das anders. Sie müssen sich relativ schnell als militärische Leiter in ihren Gruppen bewähren. Dies vollzieht sich schneller, als ich das vor fast zwei Jahren, bei Übernahme der Kompanie, ahnte. Die Genossen verstehen eben, daß hier nicht Lebens-, sondern Kampferfahrung zählt; und als ungediente Reservisten sind sie auf die gute Zusammenarbeit mit ihren unmittelbaren Vorgesetzten angewiesen. Wie umgekehrt auch. Altersunterschiede sind deshalb zweitrangig. Das heißt natürlich nicht, wir überließen die Kollektivbildung dem Zufall. Nein, nicht einmal auf die Initiative und die Fähigkeiten der Gruppenführer wollen wir uns einfach verlassen, sondern vor jedem neuen Durchgang machen wir sie mit den Anforderungen des nächsten Quartals vertraut, werten die Erfahrungen der letzten Wochen aus, sammeln Ideen. Unser Hauptaugenmerk gilt den politisch-ideologischen Fragen im Umgang mit den Reservisten und den Methoden der Ausbildung. Aber auch nach der Einberufung ist keiner allein mit seiner Gruppe. Erfahrungsaustausche mit den Zugführern und mit mir sorgen für die kontinuierliche Steigerung aller Ergebnisse.

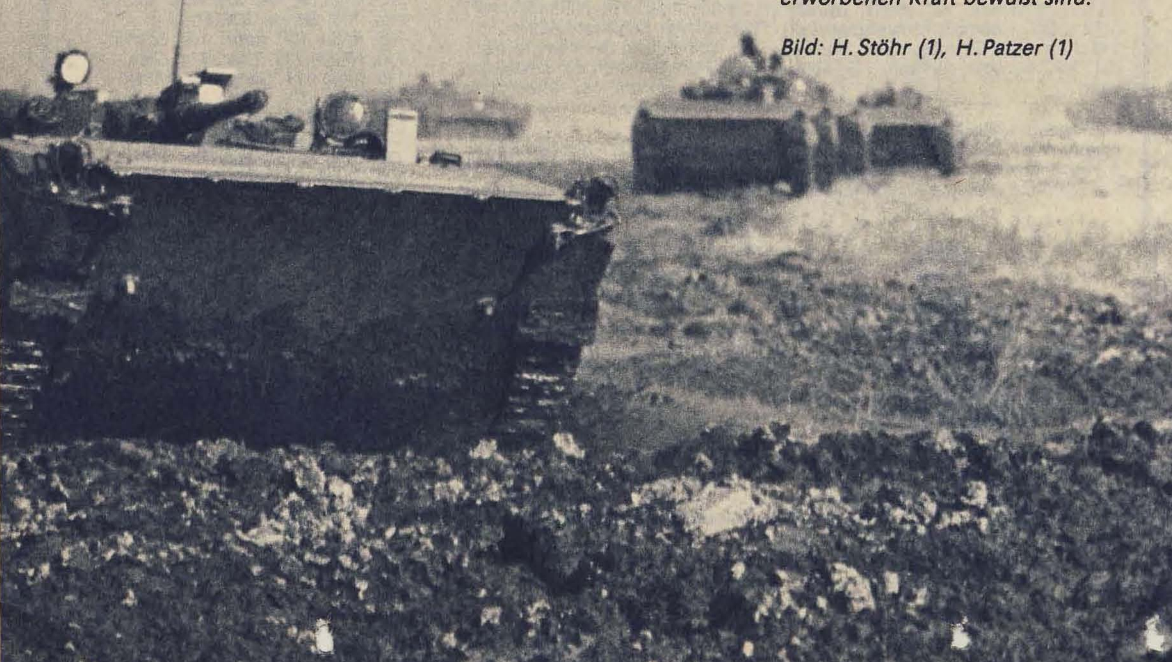
Was reizt Sie an Ihrer Tätigkeit?

Vor allem die Arbeit mit den Menschen. Immer neue Leute, neue Charaktere, fast jedesmal neue Höhepunkte, das heißt andere Ausbildungsschwerpunkte. Diesmal war es die Bataillonsübung mit Bedingungen, die Höchstleistungen erforderten. Sehr interessant ist auch die Arbeit in der Parteigruppe mit Genossen, die mit vielen Erfahrungen aus ihren Kollektiven aufwarten können. Unser Kompanieleben ist interessant gestaltet, denn fast jede Woche gibt es einen Vortrag eines Reservisten über seine Arbeit, über Entwicklungen in Produktion und Wissenschaft. Sie haben es ja selbst erlebt. Das erweitert auch den eigenen Horizont, trägt zum gegenseitigen Verständnis bei.

Wie schätzen Sie die Entwicklung Ihrer Genossen ein?

Wissen Sie, es heißt von manchem, er setze seine ganze Kraft für die Erhaltung des Friedens ein. Uns geht es um die Entwicklung dieser Kraft jedes Soldaten. Vergleichen Sie den, der in den ersten Tagen nach kurzem Marsch mit leichtem Gepäck erschöpft zu Boden sinkt, mit jenem Kämpfer, der nach viertägiger Übung mit voller Ausrüstung, unausgeschlafen, um das halbe Objekt läuft, weil er keine Lust hat, auf das Öffnen des hinteren Kasernentors 10 Minuten zu warten! Und Sie haben es ja auch gesehen: Bei vielen haben wir die Lust am Sport wiedererweckt. Am letzten Tag entlassen wir Soldaten, die den etwa 20jährigen im Grundwehrdienst in nichts nachstehen. Das sind vollwertige Kämpfer, die sich auch ihrer neu erworbenen Kraft bewußt sind.

Bild: H. Stöhr (1), H. Patzer (1)



Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Flugzeugschuppen, 5. schmale Straße, 9. chem. Element, 13. Erfinder der Schiffsschraube, 15. Indoeuropäer, 17. Weißwal, 18. antiker Heilgott, 19. getrocknete Weinbeere, 20. Warägerfürst, 22. das Polarschiff Nansens, 24. Strom zur Nordsee, 27. Fruchtinneres, 29. altgriech. Philosophenschule, 31. nordital. Fluß, 34. Handelsgegenstand, 36. Schwung, Tatkraft, 37. Strom im Fernen Osten der UdSSR, 39. Reinigungsgegenstand, 40. um die Erde gelagertes Gasgemisch, 42. Hebezeug, 43. Kinderzeitschrift in der DDR, 45. südfranz. Stadt, 48. südfranz. Hafenstadt, 50. russ.-sowjet. Schriftsteller, 52. asiat. Gewächs, 54. Forschungsreise, 56. Zahlwort, 57. Furche, Rinne, 59. Operette von Lehár, 60. umgebildeter Vorder- oder Hinterflügel der Zweiflügler, 65. Teil der Funkanlage, 68. Brennstoff, 69. Meistergrad beim Judo, 70. kleinste Zelle der Gesellschaft, 72. Kampfbahn, 75. militärische Fußbekleidung, 77. Wind am Gardasee, 78. Geschäftsbereich, 80. Geschütz, 81. Divisor, 82. schwed. Name einer Stadt in Finnland, 84. Einheit der Arbeit und der Energie, 86. befestigte Fahrbahn, 88. Vorname Zolas, 90. geflügeltes Dichterroß, 91. Nebenfluß des Rheins, 92. kolloide Lösung, 93. griech. Göttin der Jagd, 96. Inserat, 100. poln. Schriftsteller, 102. nord. Vogel, 104. ehemal. türk. Titel, 105. im Altertum Reich zwischen Euphrat und Tigris, 106. das regelmäßige Lehren, 107. Nebenfluß der Warta, 109. europ. Währung, 112. Stadt an der Elbe, 115. Ameise, 117. Lebewesen, 119. Himmelsblau, 120. Verfasser, Urheber, 121. sagenh. Keltenkönig, 122. Gestalt aus „Der Vogelhändler", 124. Feuchtigkeit, 126. Indoeuropäer, 129. flaches Küstenfahrzeug, 131. Stern im Sternbild Walfisch, 132. Asiat, 135. europ. Währung, 137. Kalifenname, 139. Mitbesitz, 140. Stern im Sternbild Löwe, 143. Wortschwall, 144. griech. Mondgöttin, 145. Eichmaß, Mustergewicht, 146. Name des Storchs in der Tierfabel, 147. Auswahl, Auslese, 148. Reitbahn.

Senkrecht: 1. Gerät zur Entnahme von Flüssigkeiten, 2. Zierpflanze, 3. chemisches Element, 4. alte span. Münze, 5. Halbton, 6. gesättigter Kohlenwasserstoff, 7. Wortteil, 8. griech. Buchstabe, 9. Vorsatz bei gesetzl. Einheiten, 10. Wohlgeruch, 11. Roman von Ludwig Renn, 12. tiefe Zuneigung, 14. Entenvogel, 16. Kernobst, 21. der Kursunterschied im Finanzwesen, 23. dt. Erzähler, gest. 1910, 25. Kopfschmuck, 26. nordspan. Grenzstadt, 28. Teil des Weinstocks, 30. Dramengestalt Büchners, 32. dt. Spielkarte, 33. Schlagerinterpret aus der ČSSR, 35. Rauchfang, 38. Kleidungsstück, 41. Urlaub, 42. Blütenteil, 43. Komponist der Oper „Fra Diavolo", 44. Gitter, 46. Vergrößerungsglas, 47. franz. Ind.-Stadt, 49. Fruchteinbringung, 50. Gestalt aus „In Frisco ist der Teufel los", 51. Nebenfluß des Ob, 53. Ruhemöbel, 55. engl. Archäologe, gest. 1943, 58. Behälter für Stimmzettel, 61. durchscheinende Gipsabart, 62. Wirkware, 63. Nebenfluß der Donau, 64. Stadt in den Niederlanden, 66. Einsiedelei, 67. tiefer gelegenes Gebiet, 71. niederld. Dokumentarfilmregisseur, 73. poln. Ind.-Stadt, 74. Metallstift, 76. Pfote, 77. Nebenfluß der Wolga, 79. Teil der Woche, 83. Meerenge der westl. Ostsee, 85. Überbleibsel, 87. chem. Element, 89. Stacheltier, 90. Mühe, 93. Sammelbuch, 94. Ort im Thüringer Wald, 95. weibl. Vorname, 97. Wundmal, 98. Insel vor der Westküste Mittelitaliens, 99. organ. Verbindung, 101. Bleistifteinlage, 102. Gestalt aus „Der Wüstling", 103. Heilverfahren, 104. Lebenshauch, 108. Schwimmvogel, 110. Gestalt aus „Peer Gynt", 111. männl. Vorname, 113. Stamm von Nachwuchskräften, 114. Bezeichnung, 115. Schweizer Maler und Graphiker, geb. 1909, 116. Ölpflanze, 117. Alkaloid, 118. Planet, 123. Angehöriger eines ehemaligen Turkstammes, 125. Schweizer Kurort, 126. Hauptheiligtum des Islams in Mekka, 127. Borte, 128. Gestalt aus „Paganini", 130. Norm, Richtschnur, 131. im Altertum Stadt an der Südwestküste Kleinasiens, 132. Novelle von Rolf Floß, 133. Bildhauer, NPT, 134. offener Schiffsankerplatz, 136. Schabeisen der Kammacher, 138. Grundbaustein der Elemente, 141. Fluß in Peru, 142. Mutter der Nibelungenkönige.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 75, 143, 106, 105, 145, 67, 18, 52, 94, 54, 86, 62, 66 und 140 ergeben in dieser Reihenfolge die Bezeichnung für den Verantwortlichen eines Zimmers in der Kaserne. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 5. 1986. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 5/86. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", 1055 Berlin, PF 46 130.



Auflösung aus Heft 3/86

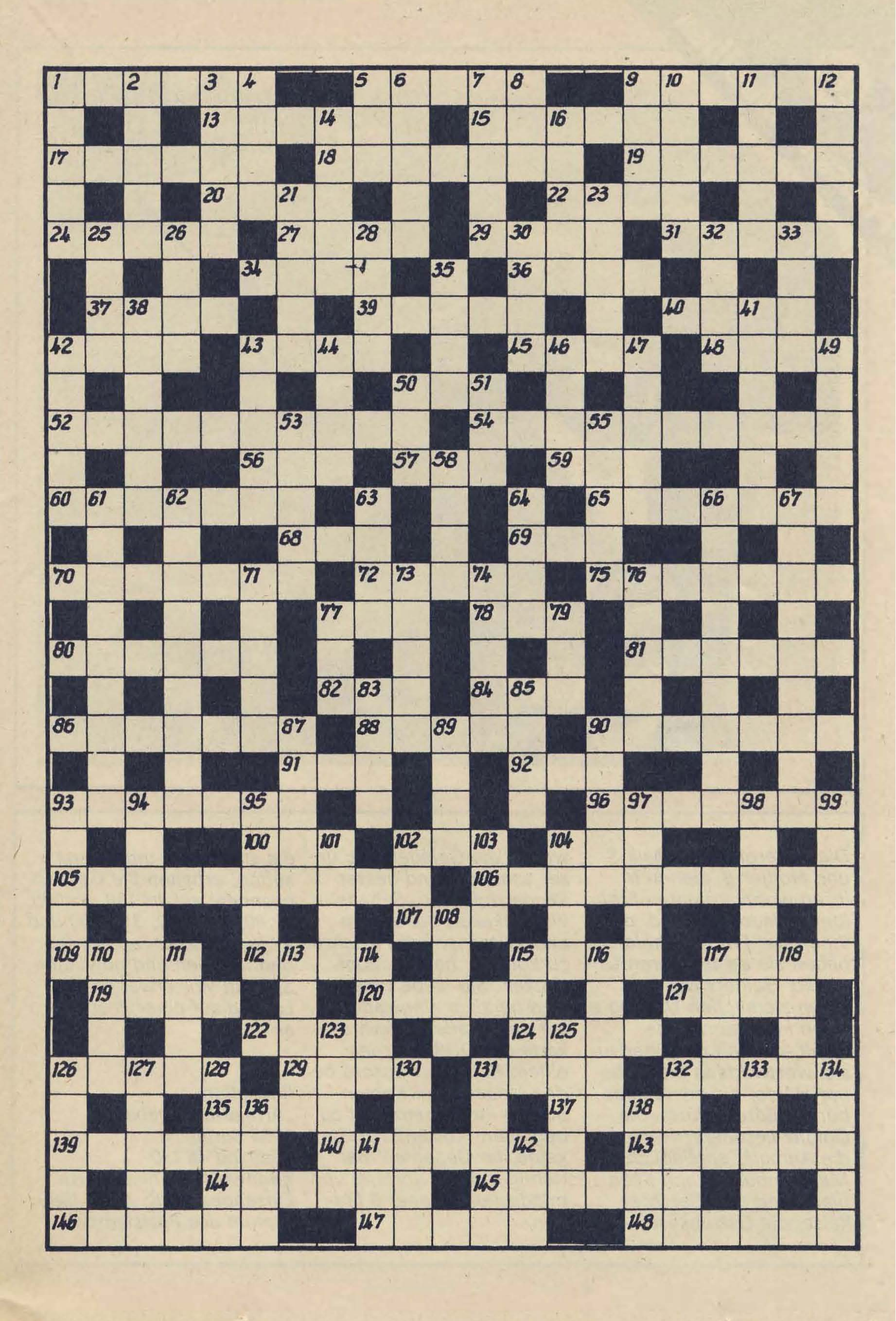
Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Reservistenwehrdienst. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Amsel, 4. Intension, 10. Ester, 13. Aula, 14. Neon, 15. Arnim, 16. Esda, 17. Nike, 18. Armee, 19. Mara, 21. Rho, 23. Erik, 25. Abel, 28. Litoral, 31. Nase, 33. Salamis, 35. Salomon, 36. Giro, 37. Lied, 38. Mirakel, 41. Rolle, 44. Hellene, 48. Lydia, 49. Reparatur, 54. Nante, 55. Dan, 56. Rat, 57. Voltmeter, 62. Newcastle, 66. Kreta, 69. Lehár, 71. Ape, 72. Temes, 75. Onon, 76. Lagos, 77. Treff, 79. Reno, 80. Ger, 81. Eta, 82. Sen, 83. Aden, 86. Miner, 87. Narbe, 88. Hero, 90. Laren, 91. Emu, 93. Meran, 94. Riese, 96. Dekolleté, 100. Interesse, 105. Air, 107. Ale, 108. Taiga, 109. Elfenbein, 111. Manon, 112. Etagere, 116. Gehen, 119. Einrede, 123. Inka, 124. Aura, 125. Sandale, 127. Esparto, 130. Arie, 131. Egotist, 135. Bote, 136. Tell, 138. Lei, 139. Rang, 142. Taste, 143. Eede, 144. Thor, 145. Abart, 146. Turm, 147. Paul, 148. Lilie, 149. Einmaster, 150. Areal.*

Senkrecht: *1. Ananas, 2. Senkel, 3. Lamm, 4. Iler, 5. Nasal, 6. Egart, 7. Senor, 8. Onkel, 9. Neer, 10. Enak, 11. Tamtam, 12. Riemen, 20. Adige, 22. Hobel, 24. Irade, 26. Bali, 27. Lama, 29. Igor, 30. Ahle, 31. Noll, 32. Sohn, 34. Silur, 35. Seher, 38. Malev, 39. Rodel, 40. Klamm, 42. Oran, 43. Lear, 45. Lanza, 46. Ernst, 47. Eleve, 50. Ede, 51. Park, 52. Tana, 53. Ute, 58. Omen, 59. Tran, 60. Tamarinde, 61. Nep, 63. Wolfsblut, 64. Ster, 65. Lien, 67. Raserei, 68. Tetanus, 69. Lokal, 70. Homer, 73. Meter, 74. Solon, 76. Lem, 78. Fee, 84. Dame, 85. Nero, 88. Hefe, 89. Raps, 92. Met, 94. Reif, 95. Eile, 96. Ditte, 97. Klima, 98. Liane, 99. Tal, 101. Nei, 102. Ramin, 103. Senke, 104. Ernte, 106. Rebe, 107. Abbe, 109. Ebene, 110. Niere, 113. Thar, 114. Gide, 115. Rille, 116. Gang, 117. Hütte, 118. Nass, 120. Iason, 121. Raab, 122. Dutt, 125. Sattel, 126. Niesel, 128. Romane, 129. Oertel, 131. Elemi, 132. Oleum, 133. Iltis, 134. Trope, 136. Tete, 137. Lere, 140. Arar, 141. Gala.*

Die Gewinner *unserer Preisaufgabe aus Heft 12/85 waren: Soldat Tilo Hesse, 9610 Glauchau, 25,– M; Martin Jahn, 9704 Falkenstein/Vogtl., 15,– M, und Simone Schmieder, 9272 Gendorf, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann





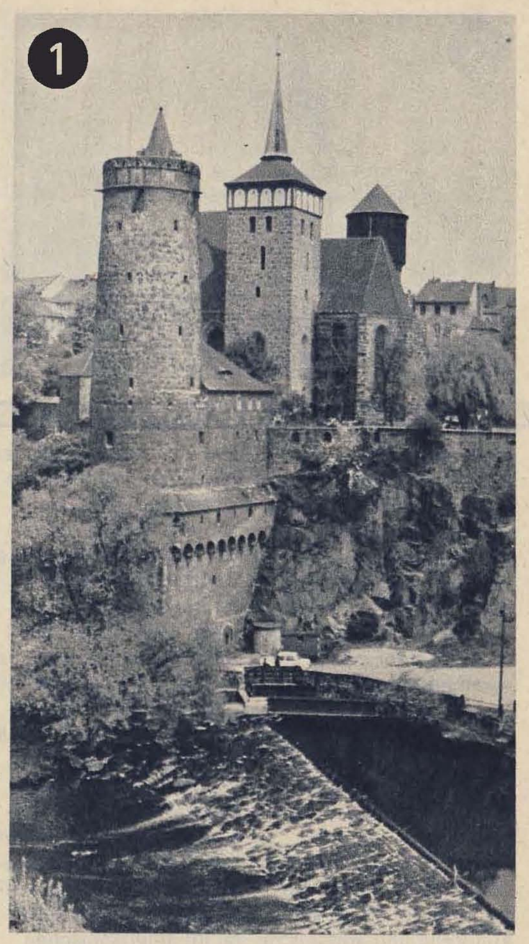
Die Unteroffiziere Maik S. und Holger B. ziehen in ihren wohlverdienten Erholungsurlaub. Hoffend, daß ihnen der Frühling hold sei, haben sie als fahrbaren Untersatz Holgers MZ und einen ziemlichen Umweg zu ihren Heimatorten gewählt – durch die Oberlausitz westwärts in die Dübener Heide, hin zur Magdeburger Börde, durch die Colbitz-Letzlinger Heide in die Altmark, schließlich zur Mecklenburgischen Seenplatte und ans Ziel ihrer Reise, die Ostseeküste. Sie wollen die Gelegenheit, unser schönes Land besser kennenzulernen, Sehenswürdigkeiten betrachten und Wissenswertes erfahren zu können, beim Schopf packen. Sie, liebe Leser, sind herzlich eingeladen, auf der Straßenverkehrskarte der DDR oder in einem Reiseatlas unsere beiden Urlauber an Knotenpunkte ihrer Kreuzfahrt zu begleiten. Kosten? Für Sie keine, im Gegenteil: Bei richtiger Beantwortung von mindestens 7 jener 9 Fragen, die sich Ihnen unterwegs auftun, erhalten Sie Gewinnchancen; auf 1× 150, 1× 125, 1× 80, 2× je 50, 3× je 30 und 4× je 20 Mark. Fahren, finden, erleben und gewinnen Sie mit! Wir erwarten Ihre Lösung auf einer Postkarte an

Redaktion
„Armee-Rundschau"
1055 Berlin
Postfach 46 130
Kennwort: Frühlingsreise
Einsendeschluß: 10. 5. 1986
(Datum des Poststempels)

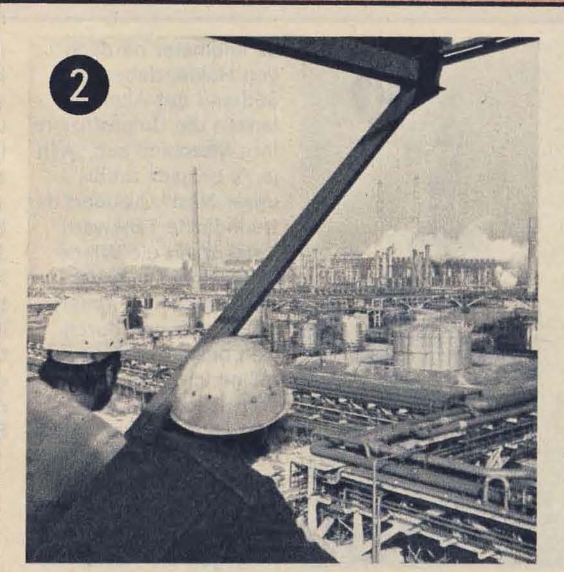
Erlebnisreise

1

Aus Zittau kommend, treffen Maik und Holger in einer anderen Kreisstadt des Bezirkes Dresden ein. Ortenburg, Mühlbastei, Michaeliskirche und Alte Wasserkunst über der Spree – ein romantischer Anblick. Die Stadt ist nicht nur ein reizvolles Reiseziel vieler Touristen, sondern auch ein Schwerpunkt der Industrieproduktion unserer Republik. Vor ihren Toren befindet sich zum Beispiel der zum VEB Kombinat Fortschritt zählende Betrieb Singwitz, weltbekannt als Fertigungsstätte des Hochleistungsmähdreschers E 512. Im einstigen Zuchthaus dieses im Jahre 1002 erstmals urkundlich erwähnten Ortes wurde 1943/44 der Vorsitzende der KPD, Ernst Thälmann, von den Faschisten gefangengehalten. Hier schrieb er die „Briefe an einen Kerkergenossen". **Wie heißt diese Stadt?**



2



Auf der F 96, etwa 12 Kilometer westlich von Hoyerswerda, erblicken Maik und Holger die Schlote und Kühltürme des größten Braun- und Steinkohlenveredelungswerkes Europas, in dem rund 40000 Werktätige wichtige Exportaufgaben erfüllen und dafür sorgen, daß unsere Industrie und unzählige Haushalte mit Koks, Briketts und Ferngas beliefert werden. **Um welches Industriekombinat handelt es sich?**



Torgau, die einst nach Dresden bevorzugte Residenz der sächsischen Kurfürsten und bedeutende Festung am westlichen Elbufer, ist erreicht. Nachdem sich Maik und Holger im „Ratskeller" erfrischt und gestärkt haben, suchen sie jenes interessante Denkmal auf, das den Betrachter an ein historisches Treffen erinnert, welches noch vor Kriegsende – am 25. April 1945 – an eben diesem Ort stattfand. **Welche denkwürdige Begegnung ist gemeint?**

Unsere beiden Urlauber haben im „Centralhotel" zu Torgau übernachtet. Am Frühstückstisch wünscht Maik, er würde gern Magdeburg eine Visite abstatten. „Also fahren wir hin!" sagt Holger kurzentschlossen ... Zusammen mit anderen Orten, die Kontakt zu den Slawen hatten, wird „Magadoburg" erstmals im Diedenhofener Kapitular des Jahres 805 von Kaiser Karl I. erwähnt. Heute ist Magdeburg mit 289000 Einwohnern das wirtschaftliche, geistig-kulturelle und administrative Zentrum des flächenmäßig zweitgrößten Bezirkes der DDR. Am 16. Januar 1945 zerstörten anglo-amerikanische Bombengeschwader 90 Prozent der Innenstadt. Etwa 16 000 Menschen kamen dabei ums Leben, auch Maiks Großeltern. Er selbst wurde hier neunzehn Jahre später geboren; 363 Jahre vor ihm der berühmte Naturforscher Otto von Guericke, 1681 der Komponist Georg Philipp Telemann, 1730 der preußische Offizier und General im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg Friedrich Wilhelm von Steuben, 1808 der utopische Kommunist Wilhelm Weitling und 1890 ein proletarischer Dichter, der am 13. Juli 1943 in Krasnogorsk bei Moskau als Präsident des Nationalkomitees Freies Deutschland gewählt wurde. Seinen Namen trägt u. a. die Pädagogische Hochschule Magdeburg. **Wer war dieser aufrechte Revolutionär?**







32 Kilometer nördlich von Haldensleben, am Südrand der Altmark, tanken die Unteroffiziere ihre Maschine auf. „Ach ja, 's ist ganz schön – unser Nest", plaudert der freundliche Tankwart. „Hier stand die Wiege eines einmaligen Vortragskünstlers, Humoristen durch und durch. Den ollen Otto Reutter meine ich, falls Sie von dem schon mal was gehört haben sollten. Auch unser altmärkisches ‚Garley'-Bier hat unserer Stadt 'nen guten Ruf verschafft. Einen schlechten hingegen die Nazibande mit dem Totenkopf am Hut. Als sie – gar nicht weit von hier – vor einundzwanzig Jahren die Isenschnibber Feldscheune in Brand steckte ..." Jener Schreckensplatz, wo die SS am 13. April 1945 1 016 Häftlinge vom KZ „Dora-Mittelbau" Außenlager Rottleberode lebendigen Leibes verbrannte, ist heute eine Gedenkstätte. **Vor den Toren welcher Stadt?**



a



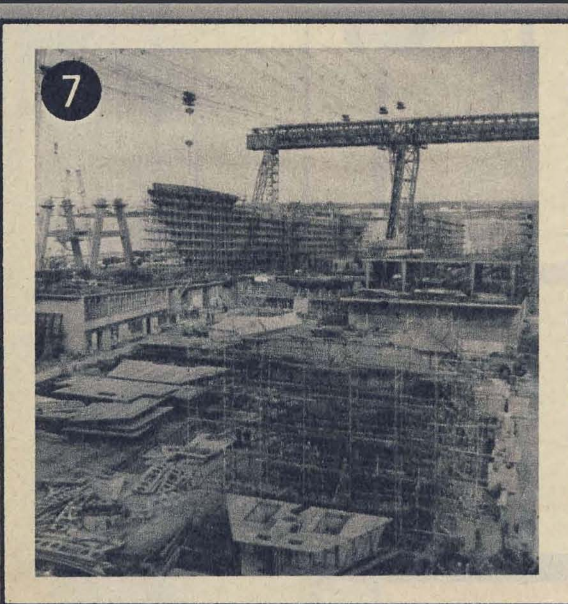
b



c



Holger schlägt vor, nun einen Zahn zuzulegen. Nach flotter Fahrt über Stendal, Tangermünde und Pritzwalk – alle drei Orte führen den brandenburgischen roten Adler im Wappen; **(Welches ist das Stendaler: a, b oder c?)** – erreichen sie eine Kreisstadt, die ein bedeutender Schulort sowie mit dem VEB Landmaschinenbau, den Vereinigten Bauelemente-Werken, dem Zuckerkombinat „Nordkristall" und weiteren Betrieben auch ein wirtschaftliches Zentrum des Bezirkes Schwerin ist. Maik und Holger zieht es zur um 1430 erbauten Gertruden-Kapelle, in der sie den „Wanderer im Wind", den „Apostel", den „Zweifler", die „Gefesselte Hexe", die „Mutter Erde" bewundern; Kunstwerke eines weltbekannten, von 1910 bis zu seinem Tode 1938 in dieser Stadt wirkenden Bildhauers, Grafikers und Dichters, der – von den Faschisten verfemt – angesichts der Bedrohung allen Menschseins Bildwerke von ergreifender Humanität schuf. **Wer war dieser Künstler? Und welche Stadt ist es, die mit seinem Schaffen so fest verbunden ist?**



Spät ist es geworden, als sich Maik mit einem herzlichen „Dankeschön für alles!" am Wismarer Marktplatz von Holger verabschiedet. „Komm' gut nach Rostock! Morgen will ich mich mal bei meinen Kumpels umschauen. Hab' mit ihnen ja das erste ‚Ro-Ro'-Schiff zusammenschweißen dürfen, das verbindet ..." Es wurde im Juni 1982 in Dienst gestellt. **Auf welcher Werft war „Maiks Schiff" vom Stapel gelaufen?**

Idee und Text: Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer (1), ADN/ZB (7)

Preisausschreiben ar

„Lampe" – der Meister-flieger



Die Geburtsstunde der „Fliegerei" im Turnsport liegt zwölf Jahre zurück, und der „Testpilot" war der Potsdamer ASK-Sportler Bernd Jäger, der bei den Weltmeisterschaften 1974 in Warna mit einer tollkühnen Luftfahrt am Reck aufwartete: Nach einem hohen Rückschwung vollführte er einen Salto vorwärts mit gegrätschten Beinen, ergriff wieder die Stange und setzte seinen Vortrag in gewohnter Weise fort. Zum ersten Mal hatte ein Turner einen Salto mit „Landung" am Gerät geturnt.

Das „Flugwesen" entwickelte sich. Und schneller, als es sein Begründer erwartet hatte. Heute gehören zu den Attraktionen der Flugschau am Reck Salti mit eingelagerten Schrauben, mit geschlossenen Beinen, mit gestrecktem und gebücktem Körper, Flüge über die Reckstange hinweg. Und alle Varianten werden mittlerweile auch aus der einarmigen Riesenfelge heraus geturnt. Ein Geräte-Künstler, der was auf sich hält und bei internationalen Konkurrenzen ein Wörtchen mitreden will, bietet dem Kampfgereicht mindestens zwei verschiedene „Flieger" an.

Die Potsdamer „Flugschule" am



Stadion Luftschiffhafen besitzt seit einiger Zeit wieder einen Meisterflieger, der nicht nur hierzulande, sondern auch auf internationalem Terrain für beachtliches Aufsehen sorgte: Jörg Hasse. Er zählte zur DDR-Nationalmannschaft, die im November vergangenen Jahres bei den Weltmeisterschaften in Montreal die Bronzemedaille gewann. Und der 21jährige Unteroffizier hatte sich in das Reckfinale der acht besten Vertreter dieser Disziplin geturnt. Besonderer Respekt wurde ihm für einen „luftigen Dreier" gezollt, mit dem kein anderer aufwarten konnte: Def, Tkatschew, Jäger – so heißen Jörgs Kunststücke nach ihren Erfindern in der Turnersprache. Dahinter verbergen sich ein gestreckter Salto rückwärts mit eineinhalbfacher Längsachsendrehung – der Def, ein Rückwärtsflug aus der Konterbewegung heraus über die Reckstange hinweg – Tkatschew, und jener eingangs beschriebene Jäger-Salto.

Mut, technische Virtuosität und auch eine Portion Hartnäckigkeit sind die Voraussetzungen, um solch ein Trio anspruchsvoller „Flieger" zu beherrschen. Noch dazu, wenn man sie im obersten Luftkorridor, etwa anderthalb Meter über der Reckstange, paradieren läßt. Turnen mit Risiko? Zweifellos. Riskant? Kaum, weil es ein kontrolliertes Risiko ist, das der Turner eingeht. Nur einer, der in diesem Metier aufgewachsen ist, weiß, wieviel Übung, Schweiß, Zweifel und auch Ärger dahinterstecken, um solche zirzensische Darbietungen elegant vorführen zu können. Noch dazu, wenn solch ein „Flieger" der höchsten Güteklasse entstammt – wie beispielsweise der Def.

„Es war im Februar 1985", erzählt Jörg, „als ich begann, mich an dieses Element heranzupirschen. Mir war klar, daß ich solch einen Knüller noch unbedingt in der Übung haben müßte, um mein großes Ziel in jenem Jahr zu erreichen; eine Nominierung für die WM. Und diese Chance hat mich auch unheimlich motiviert, den Def in den Griff zu kriegen."

Wie sieht dieses In-den-Griff-kriegen in der Trainingspraxis aus? Bevor man selbst zu Werke geht, schaut man sich anhand von Videoaufzeichnungen anderer Turner das Element an, speichert möglichst jede Phase des Bewegungsablaufs im Kopf. Dann wird auf dem Trampolin erst einmal der Salto rückwärts mit anderthalbfacher Längsdrehung geübt, um das Koordinationsvermögen zu schulen. „Natürlich kommt einem zugute, daß man nicht unbeleckt ans Gerät geht, sondern sich in all den Jahren" – Jörg begann als Sechsjähriger – „schon schrittweise an ein solch schwieriges Element herangetastet hat. Voraussetzung für den Def ist zum Beispiel unbedingt ein ordentlicher Gienger-Salto, also ein Rückwärtssalto mit nur einer halben Drehung zum Hang am Reck."

Unumgänglichen Vorfertigkeiten muß nun die eigentliche Arbeit folgen, meint Jörg. „Nicht der Bewegungsablauf an sich ist das Schwierigste. Der kritische Punkt am ganzen ist der richtige Abstand von der Reckstange. Geht der Salto zu weit weg von ihr, mache ich 'ne Bruchlandung. Komme ich zu nahe 'ran, schlage ich mit den Beinen oder gar mit dem ganzen Körper auf die Stange." Weshalb solche Luftreisen zuerst sehr, sehr oft über einer weichen Schaumstoffgrube ausgeführt werden. „Anfangs bin ich zweimal mit den Ellenbogen auf die Stange geraten. Das hieß – eine winzige Idee eher loslassen, damit ich mehr Distanz erreiche. Und vor allem möglichst hoch hinausturnen! Dann nämlich hat man mehr Zeit und Übersicht, um sich auf die Landung am Gerät vorzubereiten." Ihm zur Seite steht bei all diesen Flugversuchen Werner Schenk, sein Trainer. Von einem Podest aus korrigiert er die Flugkoordinaten und greift bei voraussehbaren Notlandungen sofort ein, indem er blitzschnell eine Schaumstoffmatte auf die Reckstangen schiebt ...

„Jede Woche zweimal hat uns der Def beschäftigt", erinnert sich Jörg. „So an die sechzig Versuche habe ich über der Grube

gemacht, bevor ich ihn erstmals draußen turnte." Draußen, also auf einer harten Mattenlage. Für den Turner ist diese Premiere mit einem Gefühl verbunden, wie es einen theoretisch intakten Flugschüler überkommen mag, der zum ersten Alleinflug in eine Schulmaschine klettert. „Zehn, zwanzigmal ging ich gedanklich den Bewegungsablauf durch, bis ich es wagte. Beim ersten Versuch konnte ich die Stange zwar berühren, aber nicht zugreifen. Doch dann klappte es, und ich war überzeugt: Nun hast du's intus!" Anfang August 1985, wenige Tage vor der DDR-Meisterschaft, erfolgte der Jungfernflug. Und als es um die Titel selbst ging, gab Jörg Hasse mit dem Def sein Wettkampfdebüt.

Der beherzte Reck-Interpret, dessen hohe Saltivariationen die Zuschauer begeistern und der Konkurrenz Respekt abfordern, ist durchaus kein Draufgänger. Sagt er. Eher sei er ein „vorsichtiger Turner". Ob man ihn deshalb „Lampe" nennt? Kein Stück! Jörg hatte seinen Spitznamen weg, als Bernd Jäger, der Potsdamer ASK-Trainer und „Flugvater", eines Tages herausgefunden hatte, daß „Hase" traulicher als „Hasse" klinge – und gar vorzüglich des Langohrs Fabelsynonym Meister Lampe. Den Einfall fanden alle gut, und „Lampes" Talent leuchtet eben am hellsten am Reck. Hier





ist Jörg ein wahrer Meisterflieger. Sein nächstes Ziel: erfolgreiche Teilnahme an den diesjährigen Meisterschaften des Sportkomitees der befreundeten Armeen in der KDVR. Und er möchte seine Flugkombinationen gern aufwerten, demnächst vielleicht mit dem Prädikat „einarmig" für eine seiner drei Luftnummern: Def, Tkatschew oder Jäger. Die Potsdamer „Flugschule" verpflichtet eben. „Und ich bin wirklich stolz darauf", sagt Jörg Hasse, „daß ich die guten Traditionen unseres Armeesportklubs am Reck fortsetzen kann."

Text: Andreas Götze
Bild: Manfred Uhlenhut

Unteroffizier Jörg Hasse

Geboren am 24.1.1965; 1,78 m groß; 65 kg schwer; Meister des Sports. Bedeutende sportliche Erfolge: DDR-Meisterschaften 1985 – 2. Platz am Sprung, 4. am Reck. WM 1985 (Montreal): 3. Platz mit der DDR-Nationalmannschaft. Erster Übungsleiter: Fritz Grunert, BSG Motor Eberswalde. Trainer: Major Werner Schenk

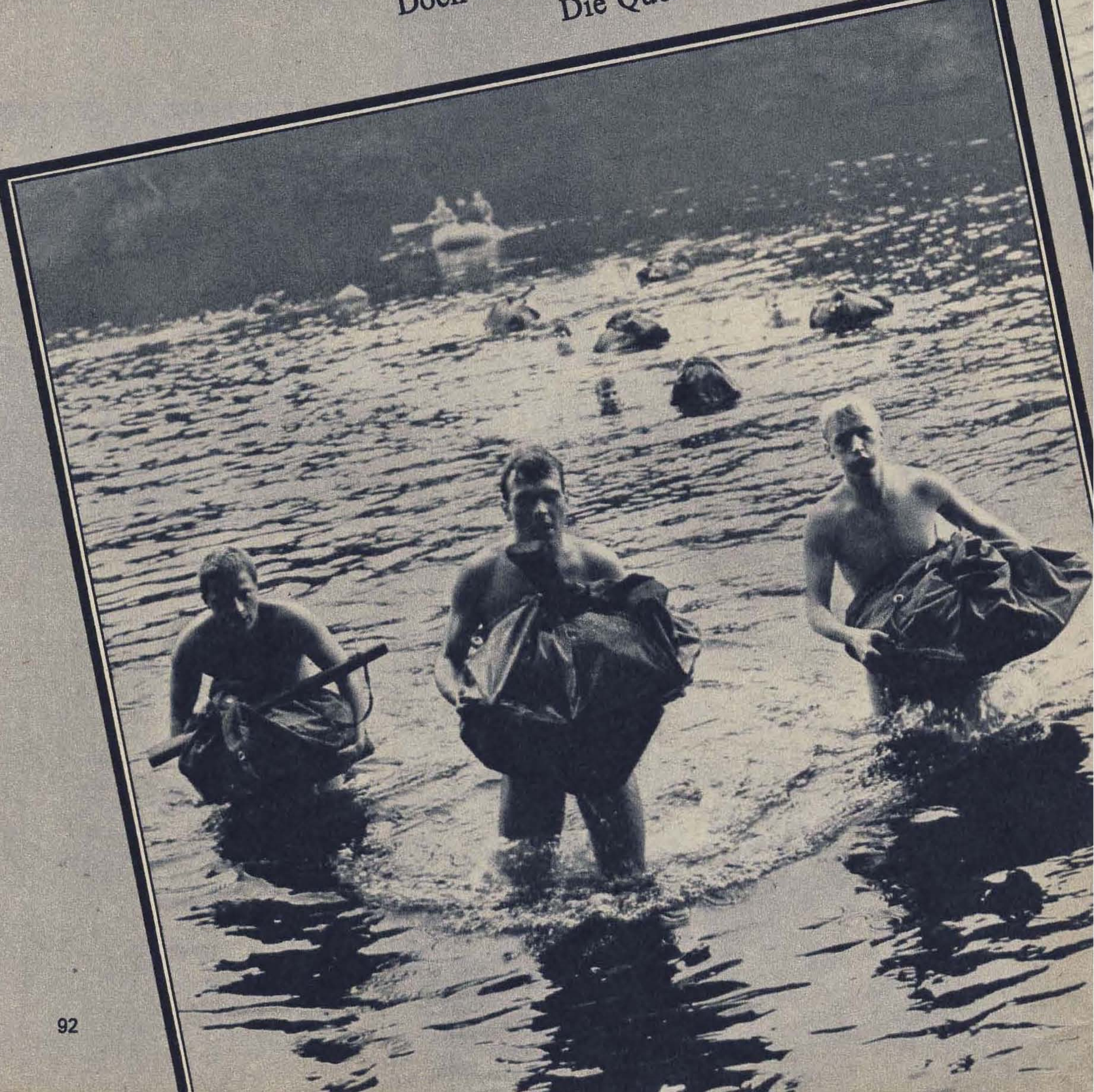
Autogrammanschrift

ASK Vorwärts Potsdam
1500 Potsdam
Postfach 69937

Badelied

Auf, Freunde, herunter das heiße Gewand
Und tauchet in kühlende Flut
Die Glieder, die matt von der Sonne gebrannt,
Und holt von neuem euch Mut.

Die Hitze erschlaffet, macht träge uns nur,
Nicht munter und tätig und frisch,
Doch Leben gibt uns und der ganzen Natur
Die Quelle im kühlen Gebüsch.





Der Dichter Novalis, eigentlich Friedrich Freiherr von Hardenberg, war ein Zeitgenosse Goethes und Schillers und mit beiden Dichtern gut bekannt. Er starb 1801 mit nur 29 Jahren in Weißenfels.

Bild: Manfred Uhlenhut; Werner Häcker

Vielleicht, daß sich hier auch ein Mädchen gekühlt
Mit rosichten Wangen und Mund,
Am niedlichen Leibe dies Wellchen gespielt,
Am Busen so weiß und so rund.

Und welches Entzücken! Dies Wellchen bespült
Auch meine entkleidete Brust.
O wahrlich, wer diesen Gedanken nur fühlt,
Hat süße, entzückende Lust.

Novalis

Gerade sechsundzwanzig, gelernter Kfz-Schlosser, Hochschulingenieur für Panzertechnik und Fachlehrer/Zugführer an der Militärtechnischen Schule „Erich Habersaath", Mitglied der Parteileitung und Vorsitzender des FDJ-Klubrates der 14. Ausbildungskompanie – das ist Oberleutnant Jörg Bornmann. Er ist belesen und gibt dem Dichter Oscar Wilde recht, der einmal schrieb:

Kultur hängt von der Kochkunst ab



Nach zwölf Stunden wieder bei Frau und Kindern, überzeugt sich Jörg erst mal, ob der Tag für sie auch ohne ihn sein Gutes hatte, und ist wie Claudia froh, nun ganz in Familie sein zu dürfen. Macht sich frisch, wechselt Hemd und Hose und Ton. Paß auf, sagt er sich, daß du in deinen vier Wänden nicht den Offizier gucken läßt. Es kommt ihm, der eine Ader für Symmetrie und gesittete Verhältnisse hat, zuweilen schwer an, mitsamt seiner Uniform auch die militärische Umgangsart auf den Bügel zu hängen. Umgang formt den Menschen, das weiß bald jedes Kind. Und so schlecht ist's nicht. Fragt den fünfjährigen Marcel einer eben nicht sehr gescheit, was er denn mal werden wolle, wenn er so groß wie Vati sei, kriegt er garantiert zu hören: Sowjetsoldat – weil das so schön ist.

Zeit, daß der Vater den Bummi-Fan mit behutsamer Strenge ins Examen nimmt: Wie war's heute, bist du brav gewesen? Mußtest eigentlich schlafen gehen, hast



du dich schon gewaschen? Bitte, ja! ... Mutti hört, daß sich nebenan das Nesthäkchen meldet. Nimmt Nadine aus den Kissen. Noch kein Jahr alt, darf sich die Kleine nun auf der Wohnzimmercouch räkeln. Jörgs Stimme und Hände bieten ihr Zärtlichkeit, Mutti wärmt indes das Fläschchen. Morgen ist Wochenende, und für die Großen hat Claudia Gulasch eingekauft. Wer das Mahl zubereiten wird, ist bei Bornmanns keine Streitfrage. Kochen ist nämlich Jörgs Steckenpferd.

Manfreds erstes Kind

„Ich bin der Älteste von vier Geschwistern, sozusagen Manfreds erstes Kind." Vater Manfred ist Jörgs Vorbild. Eine Tradition fortsetzen, Armeeoffizier werden wie er – das wollte Jörg schon immer. Daß er ein geachteter Kommandeur und Erzieher geworden ist, dürfte Oberstleutnant Bornmann mit froher Genugtuung erfüllen; sein Großer hat sich ge-

macht! Anderes hatte er von ihm nicht erwartet, einmal aber unwillig geknurrt, als der Junge vor vier Jahren zwar die beste Hausarbeit lieferte und die Leutnantsschulterstücke empfangen durfte, auf seinem Hochschulabschlußzeugnis jedoch eine rundliche Drei prangte. Eine Schlappe, die Manfreds Erstling noch heute im Magen liegt. Hydraulik lehre, Elektronik, Technische Mechanik, Russisch – das hatte er „auf die Leichte" genommen und sich so Substanz vergeben. „Die ich in der Praxis des Lehrbetriebs hier an der Schule bald brauchen sollte, doch nun büffeln mußte, um Zusammenhänge richtig begreifen zu lernen. Hast den Faden verloren, oller Penner! mußte ich mir eingestehen."

Alleweil fröhlich weiß sich Jörg, der Fröhlichkeit mag, in Erinnerung an seine Studienjahre durchaus nicht. Manchmal habe er's richtig satt gehabt, sogar ans Aufgeben gedacht. Nur rieb sich dies mit seinem Lebensgrundsatz: Abspringen ist nicht, du wirst gebraucht! Eigenwillig, wenig rücksichtsvoll verschaffte sich der Offiziersschüler – „ich war als ein Don Juan bekannt, machte mir aber wenig daraus" – die fürs Studium erforderliche Ellenbogenfreiheit, ließ Mädchenherzen auf der Strecke, um familiär ungebunden, unabhängig zu bleiben. Der junge Offizier hingegen hat dann die Familie gesucht; um das Glück echter Liebe und häuslicher Geborgenheit willen. Jörgs und Claudias Ansichten ähneln sich. Sie ist Krankenschwester; bis zum Umzug ins neue Heim half sie, gebrechlichen, pflegebedürftigen Menschen den Lebensabend zu verschönen. Ein guter Beruf, eine schwere Arbeit. Um keinen Preis möchte Claudia Leichteres tun, „das wäre für mich ein seltsames Opfer". Sagt sie. Und daß man füreinander Verständnis aufbringen muß.

Ganz klar, daß die Freizügigkeit einer Offiziersfamilie in mancherlei Hinsicht eingeengt sei, Gefechtsbereitschaft hat Vorfahrt. „Doch als ich Jörg nahm, wußte ich, was auf mich zukommt: ein Mann mit allen Verpflichtungen, die das Soldatenleben bereithält." Und sie schätzt seine Zuverlässigkeit, seinen Fleiß und Willen. „Was mir an ihm weniger gefällt – ach Gott! da weiß ich auf Anhieb gar nicht, was ich sagen soll ... ich liebe Jörg eben sehr und so, wie er ist."



Aufgeweckt, initiativreich, pünktlich und gewissenhaft im Dienst, höflich und selbstbeherrscht in der Regel, aber schroff zuweilen und verschnupft, wenn ihm etwas gegen den Strich geht, kritikempfänglich, Neuem aufgeschlossen und voller Ideen – so sei der Partei- und FDJ-Funktionär Bornmann. Sagt sein Kompaniechef. Und daß der Vorgesetzte Bornmann, was sein Führungsvermögen betreffe, noch die berühmte Reserve zu erschließen habe. Das ist wahr, meint dieser.

Jörgs Leid

Na ja, er raucht. Steht deshalb, glaubt er, physisch nicht besonders hoch im Kurs. „Mein Zug ist Bester geworden; war ein schöner Erfolg und für mich 'ne große Freude." Ein Ärgernis für Jörg – er selbst. „Weil's mir nicht gelungen ist, gleichzeitig Bester Zugführer zu werden." Zu dicker Qualm, zu dünne Ausdauerleistung auf der Dreitausendmeterstrecke; also auch kein Militärsportabzeichen – Bestentitel ade! Ist's doch nicht so weit her mit Jörgs Willensstärke? Jetzt im April soll es anders werden. Zwar hat Jörg in der Silvesternacht nicht die letzte Zigarette zerstampft, sich aber noch im alten Jahr unter Zeugen verpflichtet, demnächst die Scharte auszuwetzen. Durch Training. Seine Offizierskameraden werden ihn beim Wort genommen haben, mit gespieltem Zweifel im Gesicht. Sie kennen ihren Kunden; ihn fuchst solch Unglaube an seine Lauterkeit ...

Jörg drängt auf überzeugende Schaffensresultate, stößt aber ausgerechnet dort, wo die Kultur seiner Kochkunst bedarf, auf seltsamen Widerstand. Der Klubratsvorsitzende dieser sich alle halben Jahre erneuernden FDJ-Grundorganisation wirkt betrübt, wenn er den Kompanieklub mustert. Was darin unter seiner Regie an kultureller Selbstbetätl-

gung, Talenteförderung, militärpolitischer und -technischer Bildung, an ernster wie frohsinniger Begegnung mit Literatur und schönen Künsten geschieht, kann sich sehen lassen. Was darin steht, hingegen nicht: Sechs nackte Tische, ihrer drei vermutlich aus den Anfangsjahren der Armee; vierundzwanzig Stahlrohrsessel für über hundert Platzanwärter; für Tontechnik, Bücher und Brettspiele weder Schrank noch Regal; die längste der vier Wandflächen mit fleckiger Tünche statt einer sauberen Tapete bedeckt; eine der beiden Stirnseiten holzgetäfelt, die andere liebevoll-naiv mit einem vorpreschenden Panzer bemalt, an einem Raumteiler sattes Grün gehegter Ranken – „Übriggebliebenes", sagt Jörg lakonisch. Einst sei es hier einladend, nahezu behaglich gewesen. Angehende Berufsunteroffiziere und Fähnriche, Spezialisten für Panzer- und SPW-Technik, fanden hier nach angestrengtem Lernen jene erholsame Atmosphäre, die der Spaß an Unterhaltung und Spiel nun mal verlangt. Doch eine Weisung laute eben: Soldatisch schlicht und einfach soll der Kompanieklub sein. Schmucklos, ja trist schauen aber schon die Stuben der Schüler aus der kleinkarierten Wäsche. War die zu Recht gepriesene „Kultur im Soldatenalltag" jemanden vielleicht in die falsche Kehle gerutscht? Eine Frage, die nicht nur Jörg beunruhigt. Abhilfe tut not, der Klubrat der „Vierzehnten" würde gern ein zweites Mal Hand anlegen; nach eigenem Entwurf, mit eigenen Fertigkeiten, kollektiver Phantasie und vorzüglichem Geschmack gewiß ...

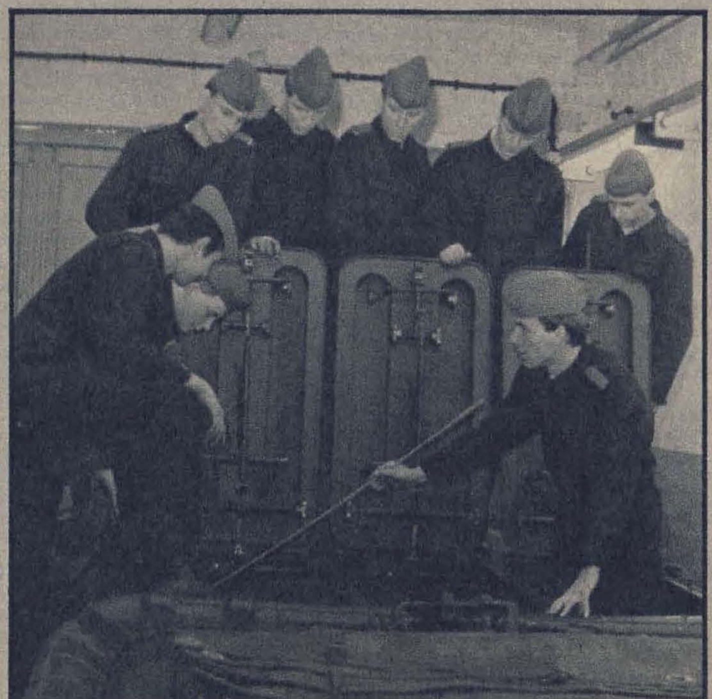
Jörgs Lust und Credo

Er kann weder zeichnen noch dichten oder musizieren, sauber singen nur im lauten Chor der anderen. „Aber die Leute fürs Mitmachen begeistern, ihnen kulturelles Leben organisieren und mittendrin selbst beispielgebend sein – das ist mein Fall ..."

Sind Eintrittskarten für eine Veranstaltung im Haus der NVA zu vertreiben, deren Motto wenig Zugkraft hat – Jörg bringt sie an den Mann. Notfalls mit Trick siebzehn, sagt er. Doch das stimmt nicht. Jörg Bornmann bereitet seine Kostgänger vor, weckt ihren Appetit auf Kunst. Mit einem Hinweis an der Wandzeitung zuerst, dann im geduldigen Gespräch auf den Stuben. Da schaut er oft erst sehr spät auf die Uhr, läßt möglichst keinen der Schüler aus. Versucht, einen jeden mit begründeten Argumenten von der Aussicht auf einen genußvollen Abend zu überzeugen. „Ich glaub', das muß ein FDJ-Funktionär beherrschen!" Manches scheint aufgewärmt, was Jörg zu probieren gedenkt. Er will es aber mit einem Hauch Originalität servieren. „Fällt bei uns zum Beispiel das Wort Soldatendisko, wird gewöhnlich skeptisch gelächelt. Rock ohne Mädchen, ohne Drink – danke! Ist aber irrig. Wir müssen doch keinen Bärentanz abziehen, wenn wir uns bei einer mit Kunstgeschichte und Literatur, vor allem mit viel Witz und Humor gespickten Filmdisko weitaus wohler fühlen." Und er möchte weg vom bisher so geübten Schönsten-Wochenend-Dreierlei aus Quiz, Skat und Kinotrip. Schließlich habe ein wirklich schönes Wochenende – samt Sport – auch was mit Esserei zu tun. Jörg meint das wörtlich. Er will mal „'ne richtige Sau loslassen", seinen FDJlern ein zünftiges „Jägerfest" bieten. Am Bratspieß ein Wildschwein, gewürzt mit dem Jägerlatein echter Waidgenossen. Und was sich der Oberleutnant einmal in den Kopf gesetzt hat ... Er deutet „Beziehungen" an.

Der Kulturboden der Kompanie war vernachlässigt, als Jörg Bornmann beauftragt wurde, ihn umzubrechen. Knochenarbeit. Es hätte ebensogut einen anderen aus dem kleinen Berufskaderkreis der Ausbildungseinheit treffen können. Die Wahl fiel auf Jörg. „Ist mir egal gewesen damals, jeder von uns muß eine gesellschaftliche Aufgabe lösen. Meine war Neuland für mich, und längst bin ich davon überzeugt, daß sie nützlich, bedeutsam ist. Außerdem gehört es sich ganz einfach für mich, als junger Genosse der Partei auch aktiver Jugendfunktionär zu sein." Noch dazu einer, von dessen „Kochkunst" die Kultur der Truppe zehrt ...

Text: Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild: Stabsfeldwebel Gebba Kühn



leser-service

soldaten-post

... wünschen sich: Susanne Fischer (16), 6420 Neuhaus, A.-Bebel-Str. 16 – Karla Weinert (24, 2 Kinder), 9300 Annaberg-B. 1, Bachgasse 4 – Sybille Lipinski (19), 2305 Velgast, BBS/LWH Zi. 17 – Simone Thelke (19), 2255 Seebad Heringsdorf, FDGB-Heim „Erich Weinert“ – Manuela Reber (16), 9900 Plauen, J.-R.-Becher-Str. 4 – Ehrentraud Christmann (22, Sohn 2), 1211 Wollup, Str. der Jugend 23, AWH – Heike Erdmann (17), 2300 Stralsund, L.-Tolstoi-Weg 4a – Petra Lange (16), 9047 Karl-Marx-Stadt, K.-Schneider-Str. 12 – Martina Möckel (22), 9250 Mittweida, Industrieweg 1a, PF 13 – Katja Berkholz (21), 1500 Potsdam, Immenseestr. 9 – Judith Buhle (18), 4522 Coswig, S.-Bach-Str. 6 – Simone Siegert (17), 7980 Finsterwalde, Becherstr. 1 – Ines Heise (17), 1294 Gr. Schönebeck, Liebenwalder Str. 11

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Iris Lorenz (22, Tochter 3), 8402 Gröditz, PSF 2 – Andrea Liefring (21), 7980 Finsterwalde, E.-Schneller-Str. 23 – Ines Rudolph (20), 7010 Leipzig, Semmelweisstr. 1/815 – Ivonne Pätzel (22, Tochter 4), 2500 Rostock 1, W.-Pieck-Ring 13–15/Bl-5/2c – Kathrin Jarosch (21), 1017 Berlin, Georgenkirchstr. 10 – Ingrid Saager (25, Sohn 2), 8800 Zittau, PF 928/27 – Antje Rietse (16), 1055 Berlin, Grellstr. 62 – Jeannett Lehmann (22, Sohn 1), 5300 Weimar-West, Warschauer Str. 30 b/App. 314 – Kathrin Herrmann (21), 8280 Großenhain, Dr.-S.-Allende-Str. 17 b – Ines Warzügel (19), 4320 Aschersleben, G.-F.-Händel-Str. 6, PSF 109 – Grit Wolfram (18), 4321 Giersleben, Sorge 177 – Katrin Stöffin (18; 1,76 m), 1136 Berlin, Archenholdstr. 10 – Carola Gimbel (21), 7292 Beilrode, Nordring 11

Briefwechselwünsche werden kostenlos und nur mit Altersangabe (maximal 25 Jahre) veröffentlicht.

ar-markt

Verkaufe „Das große Flugzeugtypenbuch“, „Das große Schiffstypenbuch“, „Geschichte des Luftkriegs“, „Raketen – Schild und Schwert“, Ill. Motorsport 12/70–8/84, 930 AR-Typenblätter (außer Panzer), 91 Wimpel (NVA, ADMV u. Städte) sowie 20 Abzeichen dazu (nur zusammen), 80 Bücher Memoirenliteratur: W. Grenzdörfer, 1400 Oranienburg, Melanchthonstr. 20 – Tausche „Flügel der Heimat“, Aerosport und FR sowie zwei Bände „Historische Flugzeuge“ gegen Bücher aus der Reihe „Spannend erzählt“: S. Nowack, 6418 Sonneberg, E.-Weinert-Str. 12 – Suche AR von 1975–83: H. Lehmann, 1533 Stahnsdorf, Potsdamer Allee 118 – Suche verschiedenste Plastmodellbausätze von Novo, „Das große Flugzeugtypenbuch“, „Historische Flugzeuge“ Bd. I, Modellbau heute 1–4 + 10/85, Letectvi + Kosmonautika 3/72: A. Böhme, 1430 Gransee, Schinkelplatz 10 – Suche FR 1981/82, „Jagdflieger“ Bd. 1 + 2, biete AR 1984/85 und 140 Typenblätter, Fliegerjahrbuch 1984: S. Dutschk, 7541 Koßwig, Kalkwitzer Str. 9 – Suche zu kaufen Fliegerkalender 1986, H. Thürk „Saigon“: G. Müller, 6308 Gräfinau-Angstedt, Ilmenauer Str. 77 – Biete 11 AR-Poster, Typenblätter von 3–6/8 + 11/85, suche Plastflugzeugmodellbausatz M 1:72, 1:100, MIG-23 oder TU-144 (ungebaut): D. Hartwich, 3241 Walbeck, Im Sande 162 – Biete Fliegerjahrbuch 1974, „Geschichte des Luftkriegs“ (2. Auflage), „Konstruktion von Flugzeugen“, Fliegerkalender 1970–75/77–81/83/85/86, 1 Ordner mit über 1 000 Bildern verschiedenartigster Flugzeuge (u. a. auch 125 Typenblätter), suche Eisenbahn- und Modelleisenbahnliteratur: P. Jurke, 6502 Gera-Lusan, F.-Stephan-Str. 29 – Biete FR-Jahrgänge 1976/79/82–85, FR 1–6/77, 10–12/81, Letectvi + Kosmonautika 11–15/83, 12 + 21/84, „Kamikaze“, „Nachts weint die Sampaguita“, „Singapore“, „Über unsichtbare Barrieren“, „Mitten im Visier“, „Himmel des Krieges“, suche Fliegerkalender 1976/77, Plastflugzeugmodelle (Kampfflugzeuge) M 1:72: M. Drewinski, 5400 Sondershausen, Am Planplatz 11 – Suche Literatur über Waffen- und Militärgeschichte, Visier vor 1978: A. Kirchner, 6406 Steinach, Haynsberg 20 – Biete „Geschichte des Luftkriegs“, 400 Typenblätter, suche Flugzeugplastmodelle M 1:72, sowie Panzermodelle: T. Spitzer, 9900 Plauen, K.-Gelbke-Str. 22



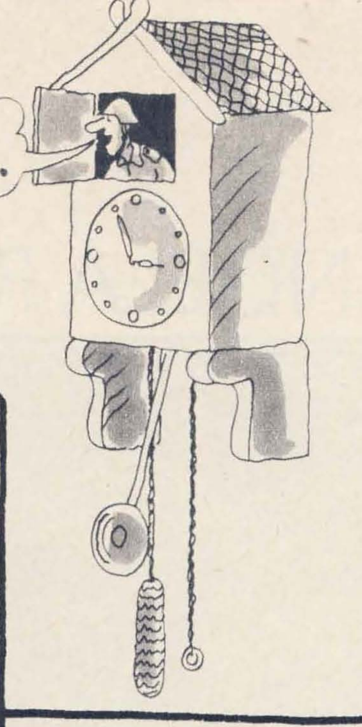
ARMEE-RUNDSCHAU SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 43 00 6 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postfach 46 130 – Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Titelbild: Manfred Uhlenhut
Redaktionsschluß dieses Heftes: 18. 2. 1986

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den Internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel.
Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR-7010 Leipzig, Leninstr. 16, Postfach 160

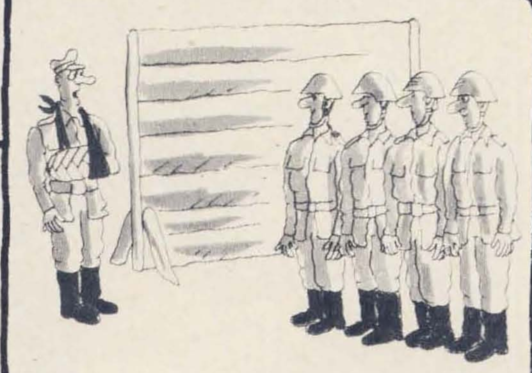
Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 43 00 6 18/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR.
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7



... verkündet
Frank Steger



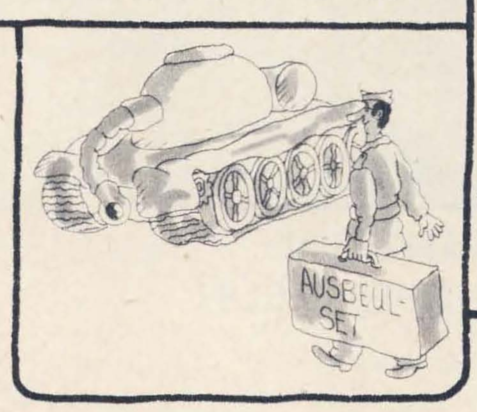
„Wie oft muß ich euch noch sagen:
zum Appell einheitliche Kleidung!"



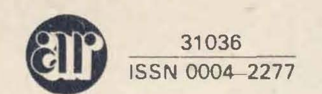
„Nachdem ich euch in der vorigen Ausbildungsstunde gezeigt habe, wie man leicht und schnell die Eskaladierwand überwindet, werdet ihr es heute selbst versuchen!"



„Die Übungsmunition haben wir leider schon verschossen!"






31036
ISSN 0004-2277

ANGELA REINHARDT

SOLOTÄNZERIN
KOMISCHE OPER BERLIN

Bild: Klaus Winkler